

Kp

Die Zukunft

56.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Reminiscenz	1
Kardinal Bibbbrandini. Von Henri Beyle	16
Kundbrands Frauen. Von Richard Muther	22
Paris. Von Labou	27
Briefe. Von Henriette Büsch, Wiegke, Servaes, Semler, Oppeln, Feufel	32
Deutsche Wirtschaft	38

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 190, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Dejeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Bekleidung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9-4 Uhr.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig I. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

3 seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lössnitz umschlossen.



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer
„Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das
Neueste: Feder und Stege sind eins. Beseitigt Sehschwäche
durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht
Schielen. Von verblüffend Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt,
von hervor. Ärzten empfohlen. Orthozentrische Kneifer Ges.
m. b. H., Potsdamerstr. 132. Das Bild auf Seite 4. Nummer 12 oben.

Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser

Wamedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechundfünfzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1906.

Inhalt.

Abyssinien s. Augustalien.	Deutsche Wirtschaft	36
1806 326, 368	Devijen	69
s. a. Bußgang.	Dreyfus s. Olla Podrida.	
1866 s. Reminiscere.	Eduard VII. s. Augustalien.	
Aktien s. Junge.	Einfälle	216
Albbrandini s. Cardinal.	Eisenbahnen s. Amerikanische.	
Amerikanische Eisenbahnen	Eisenbahndiebstähle s. Notiz-	
. 388	buch 148.	
Anglo-deutscher Zwist	Elektricität	192
. 245	Erkennung	263
Antwort	Finanzmänner	139
. 235	s. a. Notizbuch 142.	
Augustalien	Fließ, Dr. Wilhelm (In eigener	
. 271	Sache)	137
Ausstellungen s. Pariser.	Fränzchen	295
Banken	Fritz von Preußen	51
. 422	Fromme Kurpfuscher	483
Beit, Alfred s. Notizbuch 142,	Galilei s. Hausmann.	
s. a. Finanzmänner.	Geburt des Hohenzollernprinzen	
Beleidigungen	s. Notizbuch 76.	
. 356	Glossen	108
Beyle, Henry s. Briefe 35.	Glück, das, des Handelnden	467
Bismarck's Nachfolger	Gogol	411
. 153	Grundgesetz, das, der Bewegung	440
Bohrergesellschaft, Internationale	Hausmann's Galilei	419
s. Erkennung.	Heimarbeiterzuschuß s. Notizbuch 74.	
Brief, ein	Herzog von Connaught	
. 229	s. Notizbuch 78.	
Briefe	Hoftheaterdramaturg, der	36
s. a. Privatbriefe.	v. Hohenlohe s. Kolonialwaaren	
Britische Philo Germanen	s. a. Ubi Bubi.	
. 130	v. Holstein s. Brief 229,	
Bürstenfeger, Herr Dr.	s. a. Notizbuch 426.	
. 250	Hutmännchen	
Bußgang		
. 39		
Byzantine Empire, The s. No-		
tizbuch 227.		
Caprioli s. Bismarck's Nachfolger.		
. 454		
Charonkrufe		
. 303		
Chilse		
. 66		
Christenthum s. Schule.		
Dämonen, die		
. 66		
Dernburg s. Kolonialwaaren,		
s. a. Banken.		

Briefe f. Privatbriefe.	Bobbelski f. Augustalien.
In eigener Sache f. Flich.	Privatbriefe berühmter Männer . . . 135
Journalisten-Examen f. Notiz-	Rabe, Wilhelm 321
buch 225, f. a. Notizbuch 429.	Rabelais 181
Jubiläum, das, der Theerfarben-	Rathenau, Dr. f. Notizbuch 146,
industrie 174	f. a. Finanzmänner.
Junge Aktien 500	Redakteure, deutsche, in England
Kapuzinade 195	f. Olla Podrida.
Kardinal Aldobrandini 16	Reinlichkeit und Sittlichkeit f.
Karl der Große f. Notizbuch 222,	Briefe 32.
f. a. Notizbuch 428.	Rembrandts Frauen 22
Katholische Ehen 349, 492	Reminiscere 1
Knopff, Fernand 299	Russische Riese, der 119
Kindererziehung f. Notizbuch 74.	Salomo f. Levertins.
Koloniales f. Bismarcks Nach-	Schlegel-Tief 207
folger f. a. Ubi Bubi.	Schule und Christenthum 407
Kolonialwaaren 391	Schulgesetz f. Olla Podrida.
Krisen, industrielle f. Vom Wesen.	Seine Liebe 455
Kritik der Sprache 433	Selbstanzeigen 112, 190, 221, 260,
Kurpfuscher f. Fromme	342, 416.
Ladenschlußstunde f. Notizbuch 73.	Skalagrimssohn, Egil 384
Landhaus und Waarenhaus 462	Stolypin f. Rifolaiten.
Levertins Salomo 204	Symptome 345
Marxas-Kritik f. Notizbuch 35.	Tarifgemeinschaften f. Unterneh-
Menier f. Notizbuch 224.	merverbände.
Mozartiana 95	Theerfarbenindustrie f. Jubiläum.
Milke f. Notizbuch 430.	Tief f. Schlegel.
Mulden 61	Tippelskirch f. Ubi Bubi.
Musik f. Triviale.	Triviale Musik 340
Rifolaiten 307	Ubi Bubi? 266
Notizbuch 73, 142, 222, 426.	Unternehmerverbände 57
Olla Podrida 79	Verse 489
Orchideen 219	Vom Wesen industrieller Krisen . . 464
Paaße, Geheimrath f. Notizbuch	Waarenhaus f. Landhaus.
146 f. a. Finanzmänner.	Weltgefäße, das 288
Paragraph 314 115	Wirthschaft f. Deutsche.
Paris 27	Wrebe, der Fall f. Notizbuch 149.
Pariser Ausstellungen 176	Wünschelruthe, die 377
Paucal 282	Zander, der Prozeß f. Olla Po-
Pylogermanen f. Britische.	rida.



3894



Berlin, den 7. Juli 1906.

Reminisjere.

Vor dem Säkulartag von Jena kam dem Preußen die Erinnerung an Königgrätz. Vom einundzwanzigsten Juni bis zum sechsundzwanzigsten Juli 1866 schweift das Auge zurück; von Schludenenau, Reichenberg, Nachod bis nach Nikolsburg. „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen (des Kronprinzen und Friedrich Karls) in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Titschin aufsuchen.“ Moltke erwirkte und unterzeichnete den Befehl. Kurz vorher, nach der Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses, hatte Schulze-Delitzsch gerufen: „Diesem Ministerium keinen Groschen!“ Schon aber konnte Roon an den König schreiben, die demokratische Partei scheine „allmählich wieder preußisches Ehr- und Nationalgefühl zu gewinnen“; und in sein Tagebuch: „Die Verhältnisse im Lande scheinen einem Umschlag entgegenzugehen; ich glaube an eine Modifikation der alten Parteibildungen. Mag's kommen, wie es will: ich Sorge dafür, daß die Armee immer besser und schneidiger wird.“ Ein paar Stellen aus seinen Briefen. Aus Horstiz, am Tage nach Königgrätz: „Die Schlacht war im großartigsten Stil. Etwa zweihunderttausend Mann auf jeder Seite; fünfzehn- bis sechzehnhundert Geschütze mußigten. Blutige Verluste auf beiden Seiten; lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Unsere Truppen erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelnde Hurra, das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schief vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Abeg allein sei die Ehre!“ Am nächsten Tag aus dem horstizer Hauptquartier: „Oesterreicher sind in vollem Rückzug auf Olmütz; und dieser, Gang nach

ist wohl demüthigender als der unsere vor sechzehn Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unsere Trophäen etwas genauer. Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich." Am siebenten Juli aus Pardubitz: „Die hierher gelangten französischen Vermittlungsvorschläge werden unseren Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder, wenn der Feind sich noch einmal entgegenzustellen wagt, zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der italienische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine *cochonnerie* genannt. Das verhaßte Ministerium wird nächstens das populärste in Europa sein. Blut ist ein ganz besondrer Saft, sagt der Teufel; und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen.“ Aus Zwittau: „So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standpunkt. Die Demoralisation ist in der österreichischen Armee wohl größer, als glaublich scheinen könnte. Wenn ich nur erst hörte, daß Falkenstein die Reichsarmee geschlagen hat! Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland. Der Alte Fritz freilich hatte es schwerer; aber wir haben nur junge Truppen, denen die Schwingen noch wachsen werden.“ Aus Czernahora: „Der König fand ich gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ist nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir dürfen freilich nicht zu unbescheiden sein; sonst greift der Brand weiter; und wir sind durch die gemachten Anstrengungen auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch; der Verbrauch der Mittel war zu rapid. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen wie zuvor. Benedetti erinnerte mich an einen Dinerdisput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert hatte, und nahm sie feierlich zurück.“ Aus Brünn: „Seit gestern hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er werde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven schülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft.“ Aus Nikolsburg: „Hier siehts etwas kraus in Folge der belagerten Vorschläge; aber es ist Niemand graulich, am Wenigsten der König.“

• Eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waf-

fen stillstandes zu erreichen wäre, so würde der König mit sammt seinen Ministern in etwa acht Tagen wieder in Berlin sein können, um die Kammer zu eröffnen; nach nur vierwöchiger Abwesenheit. Man kann sein Geschäft kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast siebenzig Jahren. Freilich: welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben!" Am sechsundzwanzigsten Juli: „Die österreichischen Bevollmächtigten haben soeben die von uns diktierten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Auch mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland. Preußen wird mit einem Zuwachs von $4\frac{1}{4}$ Millionen Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militärkräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer Das einen ‚faulen Frieden‘ nennt, muß selbst faul im Kopf oder im Herzen sein. Und das Alles ist in wenigen Tagen erreicht worden. Als die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, sprang der König auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit vielen beweglichen Worten, zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er Diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz der Hohenzollern verlieh. Dieses ganze auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ist ein großes, wiewohl (so, wie die Welt ist) unvermeidliches Uebel. Jetzt kommen die Böhrenden alle. Bayern hat seinen Premierminister, der Herzog von Meiningen seinen ersten Adjutanten hergeschickt; eben so der König von Hannover. Und der württembergische Minister von Barmhüser ist, zu Bismarcks Aerger, angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen. Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum vierten August verzögern. Der König will erst nach dem dritten dort eintreffen, um nicht am Geburtstag seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden.“ Am Vierten war er in Berlin.

Aus Bismarcks Briefen an Johann. Vor der Entscheidungsschlacht, aus Sitichin: „Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten. Schicke mir durch die Couriere immer Cigarren, zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzig Thaler, für die Lazareth. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Schicke mir auch noch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistole, und einen französischen Roman zum Lesen; aber nur einen auf einmal.“ Am Neunten, aus Hohenmauth: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor neunzehn Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Schicksal zögte die Zukunft; auch nicht, als ich 1852 mit dem gu' Lymar diese Eisenbahn passirte. Wie wunderbar romantisch sind Gottes P' Und geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unser

sprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt und ich habe die wunderbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden. Unsere Leute sind zum Küssen, Feder; so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen Alle, kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brod. Der König erponirte sich am Dritten sehr und es war gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten nicht und Niemand hätte gewagt, ihn so hart anzureden, wie ich es mir beim letzten Mal, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von zehn Kürassieren und fünfzehn Pferden vom sechsten Regiment sich neben uns blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte; „an der Stelle, wo ich auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte,“ sagte er gestern noch mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Die Generale hatten alle den Aberglauben, sie, als Soldaten, dürften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Sie trauten sich nicht, in dem ernstesten Ton, der schließlich half, zu der verwegenen Majestät zu reden.“ Aus Brünn: „Ich habe etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder über; es war ein Nervenankerot; ich hätte am Sonntag Abend um neun Uhr zu Bett gehen müssen, um von den fünfzig Stunden Schlaf, die ich in vierzehn Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war eben im Einschlafen, als Lefebvre von Wien zurückkam. Verhandlung bis drei Uhr und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half; jezt ist's besser.“ Aus Prag, am Tag vor der Heimkehr: „Großer Zwist im Ministerium über die Thronrede. Lippe führt das große Wort im konservativen Sinne gegen mich und Hans Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leuten haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig; aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt. Leb wohl, mein Lieb.“

Im Lager war zugleich mit den österreichischen Parlamentären ein finnischer Gast eingetroffen. In Tschetsch schrieb Graf Fred Frankenberg in sein

Tagebuch: „An einem Meierhofe fanden wir die Quartiermacher; auf dem Eingangsthore klebte ein großer Zettel und darauf stand in dicker Schrift: ‚Hier herrscht die Cholera.‘ Gestern starb hier Generalleutenant von Clausen; in jedem Haus liegen Tote und Kranke. Es wurde sehr still im Generalkommando und manches braune Gesicht entfärbte sich. Was half? Auch diesem unheimlichen Feinde, der keinen Waffenstillstand achtet, mußte ins Auge gesehen werden.“ Vier Tage vorher hatte der kluge Ordonnanzoffizier des schlesischen Corps geschrieben: „Meinem Herzenswunsch nach müßte der Abschluß des jetzt durchkämpften Krieges die Krönung Wilhelms des Ersten sein, nicht zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern des Deutschen Reiches Deutscher Nation! Lange genug haben Franzosen und Engländer, sogar russische Barbaren über uns gespottet, lange genug mußten wir ihre bösen Reden ertragen, die um so unerträglicher waren, weil Wahrheit darin steckte. Möchten sie gezwungen werden, einzugestehen, daß nicht sie, sondern die Deutschen an der Spitze der Civilisation marschiren!“

Die wichtigsten Sätze aus dem Abschnitt „Rikoleburg“ in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. „Nach der Schlacht von Königgrätz war die Situation derartig, daß ein Eingehen auf die erste Annäherung Oesterreichs zu Friedensunterhandlungen nicht nur möglich, sondern durch die Einmischung Frankreichs geboten erschien. Die Einmischung Frankreichs war hervorgerufen durch unseren Sieg, nachdem Napoleon bis dahin auf unsere Niederlage und Hilfsbedürftigkeit gerechnet hatte. Auf meinen Antrag antwortete Seine Majestät dem Kaiser Napoleon dilatorisch, aber doch mit Ablehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürgschaften. Wenn Napoleon in den Krieg eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer Armee weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen, darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu unterliegen. Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Oesterreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu verhüten. Der siegreiche Einzug des preussischen Heeres in die feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein Bedürfnis. Daß ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, lag in der historischen Konsequenz, selbst dann, wenn wir dem Kaiser Napoleon die Kleinspeisen, die er für seine Neutralität von uns erwartete, hätten bewilligen können. In Lagen, wie die unserige damals war, ist es politisch geboten

nach einem Sieg nicht zu fragen, wie viel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfnis ist. Ich war fest entschlossen, die Annahme des von Oesterreich gebotenen Friedens zur Kabinettsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige; allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König war militärischen Einflüssen im Lauf jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen. Ich konnte die Gestaltung der Zukunft und das von ihr abhängige Urtheil der Welt eben so wenig voraussehen wie irgend ein Anderer, aber ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Oesterreich könnten wir weder ganz noch theilweise brauchen, eine Stärkung des preussischen Staates durch Erwerbung von Provinzen wie Oesterreichisch-Schlesien und Stücken von Böhmen nicht gewinnen; eine Verschmelzung des deutschen Oesterreichs mit Preußen würde nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regiren sein. Erst am vierundzwanzigsten Juli fiel in Nikolsburg die Entscheidung. Schon wollte Bismarck den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen König bitten, als Offizier in sein Regiment eintreten zu dürfen, wollte er, in noch tieferer Verzagttheit, „aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster fallen“: da kam Hilfe vom Kronprinzen. Der überredete den König. Eine Eingabe Bismarcks trug am Rand ein Marginale ungefähr des folgenden Inhaltes: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich Derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen“. Von diesem Marginale, sagt Bismarck, „das mir der Kronprinz überbrachte, blieb mir als einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemüthsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte“. Am Sechszwanzigsten wurde der Präliminarvertrag unterzeichnet, den Bismarck empfohlen hatte.

Die andere Seite. Aus Benedeks, des Feldzeugmeisters, Briefen an Frau Julie. „Wenn unser Herrgott Oesterreich und seine Armee segnet, irgendwo liegen bleibe, dann ist mein Leben millionenfach bezahlt.

Komme ich aber als geprügelter Feldherr zurück zu Dir, dann habe Nachsicht und laß mich mein Unglück schweigend tragen, wies dem Manne ziemt.“ Nach den Niederlagen von Stalitz, Trautenau und Jitschin, als Friedrich Karl schon die Flanke und den Rücken der Oesterreicher und Sachsen zu umklammern drohte: „Vielleicht spreche ich heute zum letzten Mal zu Dir. Habe dem Kaiser ehrlich gesagt, daß ich, wenn er will, ihm selbst meine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer bringe; und Das ist nun geschehen. Möglich, daß ich Dich noch wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe; aber ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser und der Armee einen letzten Dienst erweisen kann.“ Nach dem Tag von Königgratz, aus Olmütz: „Warum ich Unglück gehabt: Das mag ich nicht erörtern. Du aber, liebe Julie, verzeihe mir, daß ich Unglück gehabt. Ich habe nie an Selbstmord gedacht, bin auch nur deshalb so stark ins Feuer geritten, weil ich helfen mußte. Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen, so lange ich kann, und in jeder Phase dieses unglückseligen Krieges, zu dem ich nicht gerathen habe. Das Zeitungsgewäsch, das Urtheil der Welt: Alles, Alles ist mir gleichgiltig. Mußt Philosophie haben und Gott ergeben sein. Habe den Kaiser gebeten, er solle mit mir machen, was er will. Als man mir dies Kommando, gegen all meine motivirten Vorstellungen, aufgedrungen hat, habe ich in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen und ich nur wünsche, der Kaiser möge nicht bereuen, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen; bin ein recht gottergebener Soldat. Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußeren Ehren braucht; und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbedeckt. Erkenne diesfalls keinen menschlichen Richter! Aber es gehört was dazu, die tausend Nachrichten ruhig hinzunehmen. Meine Achtung für die Menschen überhaupt ist nicht erhöht worden. Und somit basta! Mein Soldatenmißgeschick am Schluß von vierundvierzigjähriger braver und ehrenhafter Militärdienstleistung ist allerdings groß, aber das Unglück des Kaisers und der Monarchie ist ja viel größer; das meinige fällt unter's Maß.“ Er wird vor's Kriegsgericht gestellt und soll „die Führung, die unglücklichen Operationen der Armee und den ganzen mangelhaften Dienstbetrieb“ rechtfertigen. Er weigert sich. Auskunft, nimmt die ganze Verantwortlichkeit auf sich, will keinen ihm Untergebenen belasten und erklärt, er werde jede über ihn verhängte Strafe „mit reglementmäßigem Dank“ hinnehmen. Schreibt an die Frau: „Mich kann

Niemand demüthigen und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Rede und Antwort gegeben habe. Die Regierung soll froh sein, daß ich mit wahren Soldatentakt schweige. Sei nur ruhig!"

Er schwieg. Auch als er den Abschied erhalten hatte. An einen treuen Kameraden schrieb er: „Lassen Sie sich, wenn auch durch gerechten Unmuth, nicht verleiten, dem bedrängten Kaiser und Staat Ihren Dienst vorzeitig zu entziehen!“ Er wollte sich nicht rechtfertigen. Ließ sich aber auch nicht verjöhnen. Dem Erzherzog Albrecht, der in einem Bericht an den Kaiser Benedek's Leistung in Italien laut gerühmt hatte und den verabschiedeten Feldzeugmeister nun besuchte, versprach er, zu schweigen; gab das Versprechen mündlich und schriftlich: und hat's gehalten. Trotzdem der wiener Hof ihm die Pflicht nicht leicht machte. Am neunzehnten November nahm der Erzherzog das erbetene Versprechen mit in die Hauptstadt. Am achten Dezember stand in der amtlichen Wiener Zeitung ein Artikel, der den Feldzeugmeister, nur ihn, für schuldig erklärte. Er war „einer so großen Aufgabe nicht gewachsen und in seinen Plänen und Dispositionen haben Mißgriffe stattgefunden, die nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen sind“. „Die politischen und militärischen Verhältnisse bedurften zu ihrer Beherrschung eines jener genialen Feldherren, deren es zu allen Zeiten so wenige gab und zu denen eben Feldzeugmeister Benedek, bei all seinen hervorragenden Soldateneigenschaften, nicht mehr gezählt werden kann.“ Da der Mangel höchster geistiger Begabung nicht strafällig ist, wird das Verfahren eingestellt. „Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntniß des unermesslichen Unglücks, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen übrigens für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als den Benedek sich stets bewährte, eine schwerere Sühne sein als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens etwa hätte treffen können.“ Das klingt, als müsse sie ihn eigentlich treffen. Dank vom Hause Oesterreich! In Benedek's Testament stehen die Sätze: „Ich schaue mit ruhigem Gewissen meinem Ende entgegen und erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich keine Memoiren oder sonstige Biographien hinterlasse. Alle meine Vorträge und schriftlichen Aufzeichnungen über den Feldzug 1866, über das unter Anrufung meiner Untertanen- und Soldatentreue mir aufgedrungene Kommando der Nordarmee habe ich verbrannt. Das Versprechen, das ich dem damaligen Armeekorpskommandanten Erzherzog Albrecht schriftlich gab (auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen

mit mir ins Grab zu nehmen), war der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters. Daß die österreichische Regierung, mein Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, in der Zeitung publiziren ließ; daß dieser nicht zu qualifizirende Regierungzeitung-Artikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, von Baron John und Erzherzog Albrecht korrigirt und ausgefeilt wurde: Daß übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlwollständigkeit. Ich habe auch Dies stillschweigend hingenommen. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll hege und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im Reinen, habe aber dabei all meine Soldatenpoesie eingebüßt.“ Das wurde erst 1881, nach seinem Tode, gelesen. Der Lebende hat sein Soldatenwort, trotz mannichfacher Versuchung, gehalten.

Er blieb stumm und hart. Ein Diener hatte ihm die Orden gestohlen. Erzherzog Albrecht schrieb ihm einen kameradschaftlichen, freundschaftlichen Brief und bat, als Ersatz seine eigenen Ehrenzeichen zu tragen, darunter das Theresien-Kommandeurkreuz, das der Erzherzog einst für den Tag von Kovara erhalten hatte. Die Antwort war kühl, war wieder nur „reglementmäßiger Dank“. Nicht anders klang es zurück, als Albrecht ihm eine Schrift schicken ließ, in der er die Haltung des Feldzeugmeisters rühmte. Des Erzherzogs letzter Brief, der noch einmal „das Gefühl dankbarer Waffenbrüderschaft und treuer Freundschaft“ betonte, schloß denn auch mit dem Satz: „Ich verbiete Ihnen, mir zu antworten“. Ein Jahr danach, 1873, sollte, auf Befehl Franz Josephs, Kronprinz Rudolf mit seinem Erzieher, dem Generalmajor Latour, den fast Siebenzigjährigen besuchen; der Knabe fand ihn, am siebenten Jahrestage von Königgratz, nicht in Graz und sagte ihm in einem herzlichen Brief, wie sehr er diesen Zufall bedaure. Dank Benedek's an Latour, nicht an den Kronprinzen. Erst als der Erzieher den Kameraden dringend darum gebeten hat, erhält auch Rudolf einen Dankbrief; spät: „den schlichten, aber tiefgefühlten Dank eines mit sich selbst und mit aller Welt längst fertigen alten Soldaten“. Und in dem Begleitschreiben an Latour stehen die Worte: „Ich konnte füglich den Kronprinzen nicht bitten, seinem Vater, dem Kaiser, meinen Dank zu sagen für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert hat; ich kann füglich auch nicht direkt an Seine Majestät den Kaiser schreiben und danken. Können Sie, so thun Sie es. Für meine letzten Lebenstage will und wünsche ich nichts als Ruhe. Ich bin bisher mit mir selber fertig geworden; möchte darin nicht

gestört werden.“ War er milder geworden? Er hat sein vier Wochen vorher niedergeschriebenes Testament nicht geändert. Auch nicht die Bestimmung, ihm zur letzten Fahrt den Bürgerrock anzuziehen, den kein Ehrenzeichen schmücken dürfe, und ihm den militärischen Leichenkondukt zu ersparen. Kein Orden. Keine Trauerphrase. „Und hiemit basta!“ Das war das Schlusswort seines letzten Willens. Auf seinem Sarg aber lag ein Kranz, dessen Schleife die Inschrift trug: „Dem unvergleichlichen Soldaten, dem Sieger von San Martino.“

Bald nach dem Krieg hat der bescheidene Mann gesagt: „Wie sollten wir gegen die Preußen auskommen! Die sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt.“ Und später: „Ich brauche mich nicht zu vertheidigen; der preussische Generalstab wird mich schon rechtfertigen.“ Ungefähr so ist es gekommen. Moltke nannte ihn einen verdienstvollen, tapferen, umsichtigen General und beklagte das Loos des besiegten Feldherrn. Moltkes Schüler Schlichting feierte ihn gar als „Oesterreichs größten Sohn in schwerer Zeit.“ Bismarck schrieb an die Witwe: „Möge es Ihrem Schmerz Trost gewähren, daß nicht Oesterreich allein den Hingang des Waffengenossen Radeky's tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden.“ Und im preussischen Generalstabswerk wird dem Feldzeugmeister nachgesagt, er habe einen an sich richtigen Gedanken mit der unerschütterlichen Festigkeit, die eine der schönsten Eigenschaften tüchtiger Kriegsführer ist, im Auge behalten; fraglich sei nur, ob der Gedanke noch richtig war, als er ausgeführt werden sollte. Wichtiger ist, was zwischen den Zeilen steht. Preußen hatte Feuertaktik und Zündnadelgewehr, Oesterreich Stoßtaktik und Vorderlader. Preußen den modernsten, Oesterreich einen rückständigen und zuchtlosen Generalstab. Dazu kam der Unterschied der kriegsministeriellen Leistung. In diesem sieben-tägigen Feldzug, schrieb Moos, „habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht war.“ Der wiener Kollege wars gewesen.

Wem hatte Preußen den entscheidenden Sieg bei Königgratz zu danken? „Diesmal, Bismarck, hat der brave Musketier uns noch herausgerissen“, rief Moos auf dem Schlachtfeld. Die Mehrheit heißt den Lorber für Moltke, heißt jedes Blättlein für ihn. Die liberale Legende preist ihren Helden Friedrich Wilhelm, dem zum guten Soldaten doch so ziemlich Alles fehlte. Einer nur wird immer vergessen: Prinz Friedrich Karl. Das einzige Feldherrntalent, das nach Friedrichs Tagen im Hohenzollernhaus wuchs. Kein Lied, kein Heldentbuch nennt seinen Namen; kaum eins noch den seines Generalstabschefs Konstantin Bernhard von Voigts-Rheg. Wie aber wars in Böhmen? Am dritten

Sulitag sollte nicht gekämpft, den ermüdeten Truppen Ruhe gegönnt werden. Auf diesen Ruhetag hatte auch Benedek gehofft. Der Entschluß, am Dritten früh anzugreifen, entstand, als Ergebnis neuer Rekognitionen, erst am Vorabend in Kamenitz, dem Hauptquartier Friedrich Karls, der die Erste Armee führte. Der Kronprinz wurde aufgefordert, von Königshof zur Unterstützung des Angriffes mit seiner Armee heranzumarschiren. Als der Brief, der diese Aufforderung bringt, abgehen soll, sagt Voigts-Rheß, solches Exortatorium werde nicht stark genug sein, der Zweiten Armee Beine zu machen. Wahrscheinlich: denn die im Wesenston verschiedenen Prinzen stehen nicht gut mit einander. Richtig: denn Blumenthal, der Stabschef des Kronprinzen, antwortet, die Armee könne nur auf Befehl des Königs marschiren. Nach Zehn abends ist Voigts-Rheß in Zitſchin beim König. Der stimmt dem Plan zu; auch der Absicht, der Armee des Kronprinzen neue Weisung zu geben. Waren Sie schon bei Moltke? Nein. Schnell zu ihm; wenn er mich nachher noch sprechen will, trifft er mich bis halb Zwölf. Kein Mensch weiß, wo Moltke wohnt. Endlich wird er gefunden; im Bett. „Der General“, schreibt Voigts-Rheß, „sah sofort die Größe, das unerwartete Glück des Momentes ein und erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden, die ja auch später nach der Disposition ausgeführt wurden“. Zog sich an und lief zum König. Der aber hatte, als er Voigts-Rheß entließ, „bereits definitiv befohlen, daß der Kronprinz marschire, und alle vorher für den Dritten ertheilten Befehle aufgehoben.“ Nicht mehr Vetter Friedrich Karl also sprach jezt, sondern der höchste Kriegsherr. Der Befehl wird in duplo ausgefertigt und durch zwei Eilboten befördert. Um vier Uhr früh ist, als erster Bote, der Adjutant Oberstlieutenant Graf Zinkenstein, der um Zwei auf's Pferd gestiegen und im Dunkel auf unbekanntem Gelände losgeritten war, mit der Ordre in Königshof. Zeit genug. Schon nach Elf war die Zweite Armee auf dem Schlachtfeld (wo die österreichische Artillerie die Führer des Preußenheeres fast schon entmuthigt hatte), konnte Benedeks rechten Flügel mit frischer Kraft packen und der schwarzweißen Fahne den Sieg sichern. Voigts-Rheß war nachts ruhig die fünfzehn Kilometer von Zitſchin nach Kamenitz zurückgetraht. An Friedrich Karl hat er anderthalb Jahre danach geschrieben: „Dem König und Eurer Königlichen Hoheit gebührt der Ruhm der Konzeption und Ausarbeitung dieses großen Weltereignisses“. Damit sollte wohl dem großen, nach Menschenart nicht immer ganz neidlosen Hellmuth Eins ausgewischt werden. Warum aber spricht Fama, in ihrem Erzpalast mit den tönenden, tausendthürigen Wänden, so selten von Friedrich Karl? Fontane hat von ihm gesagt: „Der tiefste Quell seines Unmuthes war das ihn verzeh-

rende Gefühl, in seinem militärischen Verdienst nicht ausreichend gewürdigt worden zu sein. Er rang nach dem Ruhm des Schlachtendekers und litt unter der Vorstellung, auf diesem Gebiet im günstigsten Fall als ein Zweiter angesehen zu werden“. Als ein Dritter. Noch jetzt lesen wir ja, den Triumphtag von Königgratz habe die Heldenleistung des Kronprinzen uns beschert. }

Lesen auch, der Kronprinz sei für den Krieg gewesen. Dieser Schwatz ist leicht zu widerlegen. Wilhelm und Augusta, Fritz und Vicky, Bruder Karl: alle Fünf sträubten sich gegen die harte Nothwendigkeit; ging es nach ihnen, dann wurde die große Stunde veräußt. Die Annexion der Elbherzogthümer war dem Mann der Engländerin ein Gräucl. Am dritten März 1866 sagt er zu Theodor von Bernhardi, Bismarcks Politik sei nur durch den Haß gegen das Haus Augustenburg und dessen liberalen Anhang bestimmt. „Der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille. Und so steuern wir auf die Annexion los.“ Fritz irrt. Noch Ende April schwankt der König, neigt zum Nachgeben und Bismarck ist drauf und dran, seine Entlassung zu erbitten. Am siebenundzwanzigsten April schreibt Bernhardi in sein Tagebuch: „Gespräch mit Bismarck. Seine freimüthige Art, sich über die Person des Königs zu äußern, setzt mich dabei am Meisten in Verwunderung. Er frage sich, ob er den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nöthig seien. Bei den vielen Einflüssen, die sich geltend machen, und zwar von Seiten der Personen, die dem König am Nächsten stehen (Frau, Sohn, Bruder), sei Das sehr fraglich. Seine passive Zustimmung genüge nicht. Der König muß entschlossen aktiv im Sinn der verlangten Politik eingreifen.“ Auf dem Paradeplatz sagt der Kronprinz im Mai zwar zu den Offizieren, er sehe ein, daß Bismarck Recht habe und der Krieg unvermeidlich sei. Das soll wohl seine Popularität im Heer steigern. Noch am dreiundzwanzigsten Mai fragter Bernhardi, warum eigentlich Krieg geführt werde. Kann ein dem höchsten Sitz so Nahe noch blinder sein? „Er spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen. Er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien. Die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen, schnell einen ‚Frieden von Villafranca‘ schließen, um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja, wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen. Er kommt immer darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind. ‚Der König will den Frieden, er hält sich an jedem Strohhalme, um den Frieden zu erhalten. Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern

einsetzt, ist der Friede heute noch zu haben.' Sch: 'Halten Eure Königliche Hoheit Das jetzt noch für möglich?' Kronprinz: 'O gewiß! Der Erbprinz nimmtgleichan.' Drei Wochen vor der Kriegserklärung. Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin, der Augustenburger in Schleswig-Holstein: Das war das Programm des Kronprinzen, den die Bezirksvereinslegende in den Heroentrang heben möchte. Ziel ihm nicht ein, daß der König, der, mit dem nach hartem Kampf reorganisirten Heer, diesem Krieg auswich, den Nachbarn zum Gespött wurde und abdanken mußte? Nein: dem Manne, den nach der Mobilmachung Blinds Kugel suchte, der in Berlin und Nikolsburg die Verantwortung trug, gebührt auch der Ruhm. Bismarck, schrieb Bernhardi, dem der Kronprinz wieder Etliches vorgestöhnt hatte, „will den Deutschen Bund umstürzen und an seiner Stelle einen neuen bilden, in dem Preußen unbedingt die herrschende Macht wäre. Nun ist mir auch klar, warum er den Krieg will. Wenn Oesterreich nachgäbe und wir die Elbherzogthümer erhielten, wäre es ihm gar nicht recht. Denn seine weiteren Pläne lassen sich nicht ausführen, die Oberherrschaft in Deutschland läßt sich nicht gewinnen ohne Krieg. Das sieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder sehen muß.“ Nicht Jeder sah es. Nicht Jeder fühlte, daß dem Adlerlande der Kampf um Ehre und Zukunft ausgedrungen ward. Schon hatte Beust in Dresden gesagt, der Tag sei nicht fern, wo die Improvisation Friedrichs des Zweiten von der Erdoberfläche verschwinden werde. Doch der Hof und sämmtliche Hofswanzen waren für Frieden. Man mag den ehrwürdigen Runklator Wilhelm den Großen nennen, seinen schön schreitenden unkriegerischen Sohn dem Siegfried des Mythos vergleichen, ihm, der nichts vollbringen konnte, aus Marmelstein und Bronze Monumente setzen und für das erste deutsche Bismarckdenkmal nicht fünf freie Minuten haben: daß der Krieg gegen Oesterreich und die ihm Affilirten, der nothwendigste in der Preußengeschichte, geführt wurde, war das Werk des altmärker Junkers. Diese Gewißheit ist längst nicht mehr zu entwurzeln. Und ohne den sechsundsechzigjährigen Entschluß gab es damals keine deutsche Einheit, kein Reich, keinen Kaiser. Der alte Wilhelm empfand es. Am Einzugstag pries er die großen Verdienste des Staatsmannes, der „seinen Namen für alle Zeiten auf die Ehrentafeln unserer Geschichte geschrieben hat“, und sandte dem Civilisten, „als Erinnerung an die historische Granate“, zum Hohenzollern-Ritterkreuz die Schwerter und das schwarzweiße Band. Dem Brief hat der Fürsorgliche die Warnung hinzugefügt: „Sehen Sie sich ja nicht dem feuchten Wetter heute aus!“ Am zwölften Februar 1867 kam die Notation; der Erlaß begann mit dem Satz: „Im Rückblick auf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die Geschichte Preußens

durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergangenen Jahres gelangt sind, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, daß die Erhebung des Vaterlandes zu neuer Macht und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche reicher und mit Gottes Hilfe segensvoller Entwicklung wesentlich Ihrem Scharfblick, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war.“ Kein großer König; doch bescheiden und treu.

Konnte, nach Menschenermessen, das Wagniß unheilvoll enden? Moltke war seiner Sache sicher; auch für den von ihm vorausgesehenen Fall, daß die Oesterreicher sich sofort in Nordböhmen, nicht, wie sie thaten, in Mähren, aufstellten und die preußische Offensive hinderten. Benedek telegraphirte zwei Tage vor der Hauptschlacht (zu deren Annahme ihn dann wohl ein nie veröffentlichter Befehl zwang) an Franz Joseph, die Katastrophe sei unvermeidlich, rieth zu schnellstem Friedensschluß und hatte schon vorher gesagt, der Krieg werde ihn seine militärische und seine bürgerliche Ehre kosten. Herr Dr. Friedjung, dessen oft, nie zu oft gelobte Bücher „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ und „Benedeks nachgelassene Papiere“, meisterlich in ihrer Gründlichkeit und deskriptiven Kraft, uns diese Epoche erst kennen lehrten, hat gesagt: „Die Ueberlegenheit des preußischen Heeres und insbesondere seiner Führer war so groß, daß, auch wenn das Heer des Prinzen Friedrich Karl sich zurückgezogen hätte, der Krieg nicht zu Gunsten Oesterreichs entschieden und der dritte Juli nicht der letzte Tag des Kampfes um die Oberherrschaft in Deutschland gewesen wäre.“ Und in einem Aufsatz, den unser alter Feind Emile Olivier vor acht Tagen veröffentlicht hat, fand ich die Sätze: Roon, au ministère de la Guerre, Moltke, à l'état-major, se partagent la tâche. Roon perfectionne l'instrument du combat, Moltke en organise l'emploi. Tous ces efforts sont inspirés, soutenus par le vieux Roi plus animé, plus actif, plus appliqué à son devoir militaire qu'aucun de ses jeunes généraux. Victorieuse, la Prusse ne s'endort pas sur sa victoire. Preußen mußte siegen; konnte von diesem Heer, „das kaiserlich sich nennt, das hier in Böhmen hauset“, nicht geschlagen werden.

... Meines Trachtens Ziel war nicht, ein Historienbild zu geben. Für flüchtige Minuten nur wollte ich den Schleier des Vergessens, da und dort ein Zipfelchen, lüften, die Protagonisten selbst sprechen und die Vorgänge schildern lassen; und habe mich über alten und neuen Büchern nun verplaudert. Weder nach des Herrn eigenem Geist kommentirte Weltgeschichte noch gar vaterländische Moralität. 1806, 1866, 1906: der Vergleich könnte lehrreich werden. Denkt Euch die Zulimachtsgene von Sitschin in unsere Tage und besinnt,

wie sie heute wohlenden würde. Fragt Euch, ob der deutsche Feldherr jetzt vor dem Loos Benedek's sicher wäre. Sucht an den aus der Hofadjutantur gelieferten Corpspizzen die Männer, deren Fahne das nationale Hoffen fröhlich umflattert. Sucht den Minister, der Alles an seine Ueberzeugung setzt, vor dem König, der Königin, dem ganzen Schranzenstaat nicht wankt, zuerst, um den Krieg, darn, um den eben so nothwendigen Frieden zu erwirken. Späht in den Büchern der Chronika nach Spuren selbstherrlicher Politik, monarchischer Impulse, wie wir sie jetzt fast täglich erleben. (Zuletzt: Besuch, noch vor Hakons Antrittsvisite, am norwegischen Hof; der König läßt einen pariser Schreiber kommen und betheuert, daß er Frankreich zärtlich liebe und fürs Leben gern an der Seine spazierte; muß es betheuern, weil er bei Schwiegerpapa und Republik nicht in den Verdacht kommen darf, für Flottenkriegsfälle zu Deutschland zu halten. Holtzener Koramirung des Herzogs von Connaught, der den Deutschen Kaiser nicht sehen wollte, doch gezwungen war, an Bord seines eigenen Schiffes ihm Honneur zu erweisen. Einfälle, die das klügste Kartenspiel stören und selbst einen dickhäutigen Minister zum Abschiedesuch drängen könnten.) Nichts davon vor vierzig Jahren in dem kaum mündig und konstitutionell gewordenen Preußenstaat. Nichts davon in Berlin; vielleicht in den von Mensdorff, Beust, Barnbüler regirten Ländern. Alles wird in Ruhe vorbereitet, auch das winzigste Handeln, und ohne Hast ausgeführt. Der König fügt sich, weil er sonst den bewährten Mann von seiner Seite verlore. Ist auch nicht in seinem Kriegsherrnrecht gekränkt, sondern nur dankbar, wenn einem Unterführer besserer Rath kam als der Majestät und den neben ihr im Hauptquartier Thronenden. Ein Prahler würde nach dem ersten Wörtchen verhöhnt. Daß man die tüchtigsten Leute, das zuverlässigste Gewehr und die modernste Taktik hat, wird nicht lange beredet. Schmähsch, wenns anders wäre. Schlimm genug, daß Artillerie und Kavallerie noch so weit zurück sind. Arbeiten und den Mund halten! Noch immer das Volk, von dem Niebuhr gesagt hatte: „Die Preußen sind über ihre Thaten so still wie der Liebende von seiner Leidenschaft.“

Heute? . . . Oesterreich kann, all in seinem Reichsleid, spöttisch lächeln; wird bald laut sogar lachen, wenn auf seinen Schaubrettern Nestroys Knieker, der immer „anzufangen“ droht und nie anfängt, berlinisch spricht. Heute wäre Ufedom („ein lebenswürdiger Feuilletonist, eine geistreiche Dame“) oder Goltz („himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“) wieder Preußens Mann; wird wieder mit Deffentlicher Meinung, nicht mit Pulver und Blei, auf den Feind geschossen. Beim Frühstück wird England verjöhnt. Und wenn in Tanga ein Ladekran aufgestellt werden soll, setzt der Reichskanzler den Entschluß zu so genialer Schöpferthat mit seiner Namensunterschrift in die Zeitung.

Kardinal Aldobrandini.

Vorbemerkung.

Sich sah kürzlich in der pariser Nationalbibliothek die (angeblich zwölf, in Wahrheit aber dreizehn) Manuskriptbände ein, die Beyle's Stendhal aus alten italienischen Novellen und Chroniken zusammensetzte, kopiren ließ und mit zahlreichen, höchst interessanten Randbemerkungen versah. Diese kulturhistorischen Schätze sind zum größten Theil noch ungehoben; nur die „Chroniques italiennes“, die Stendhal von 1837 bis 39 in der Revue des Deux Mondes veröffentlichte und später in Buchform herausgab, sind aus ihnen hervorgegangen. (In meiner Deutschen Stendhal-Ausgabe sind sie unter dem Titel Renaissance-Novellen als Band III in der Uebersetzung vom Freiherrn von Münchhausen erschienen). Stendhal hat die Absichten, die er mit diesem Manuskript hegte, in einem Brief an Romain Colomb vom achtzehnten März 1835 verrathen (wiedergegeben in Band V der deutschen Ausgabe, „Bekanntnisse eines Egotisten“, bei E. Diederichs in Jena). Er wollte den „Chroniques italiennes“ noch mehrere Bände lassen, aber wie die meisten seiner Werke ist auch dieses ein Stückwerk geblieben, schon weil die „Chroniques italiennes“ nicht Anklang genug beim Publikum fanden, um die Verleger zur Fortsetzung des Unternehmens zu ermutigen. Einer dieser Bände, dem die Novelle „Vittoria Accoramboni“ entnommen ist, trägt den von Beyle's Hand geschriebenen Titel „Rome en 1550 ou recueil des idées qui montrent la manière de penser et d'agir dans les affaires de la vie privée à Rome vers 1550“. Daneben eine Bleistiftnotiz: „Faits vrais et nullement arrangés (que je ne publierais jamais).“ Troßdem hat Beyle eine regelrechte Vorrede dazu geschrieben, die alle Eigenthümlichkeiten seines Geistes in hohem Maße wieder spiegelt:

„Ich gestehe, meine Wißbegier erstreckt sich nicht auf die Denf- und Handlungsweise der Einwohner von Neu-Holland und der Insel Ceylon. Der Reisende Franklin berichtet, bei den Riccaras rechneten es sich die Männer und Brüder zur Ehre an, ihre Frauen und Schwestern fremden Gästen zu leihen. Die Lecture der wahrhaften Thatfachen des Captain Franklin, den ich bei Cuvier getroffen habe, kann mich wohl ein Viertelstündchen erheitern, aber bald denke ich an andere Dinge. Die Riccaras sind zu verschieden von den Menschen, die meine Freunde und Nebenbuhler gewesen sind. Aus dem selben Grund beginnen die Werke Homers und Racines, die Achilles und Agamemnon, mich zum Gähnen zu reizen. Viele unter meinen französischen Zeitgenossen bilden sich allerdings ein, diese Dichter zu lieben; sie glauben, sich selbst zu ehren, indem sie die Alten bewundern. Was mich betrifft, so verliere ich nach und nach alle Vorurtheile, die auf der Eitelkeit der Jünglingszeit beruhen. Ich liebe Alles, was das Menschenherz schilbert; aber das Menschenherz, das ich kenne, nicht das der Riccaras.“

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat die Eitelkeit, le désir de paraître, wie der Baron de Foereste sagt, in Frankreich einen dichten Schleier auf die Handlungen der Menschen und vor Allem auf die Motive dieser Handlungen geworfen. In Italien ist die Eitelkeit von anderer Art. Das kann ich dem Leser auf Ehrenwort versichern. Sie ist auch viel weniger wirksam. Im Allgemeinen denkt man an den Nachbar nur, um ihn zu mißtrauen oder ihn zu hassen;

Ausnahmen findet man höchstens drei- oder viermal im Jahr bei großen Festlichkeiten; dann erzwingt Jedermann, der ein Fest giebt, sozusagen mathematisch die Zustimmung seiner Nachbarn. Es giebt keine flüchtigen Nuancen, die man sein Leben lang alle Viertelstunden mit tödlicher Unruhe bemerkt und erhascht. Man sieht keins jener unruhigen, mageren Gesichter, durch welche die Kengste einer stets leidenden Eitelkeit hindurchblicken.

Diese italienische Eitelkeit, so anders geartet, so viel schwächer als unsere, hat mich darauf gebracht, die nachfolgenden Klatschgeschichten abschreiben zu lassen. Meine Vorliebe für sie würde in den Augen meiner französischen Zeitgenossen sehr schnurrig erscheinen, da sie gewöhnt sind, ihre Bedürfnisse nach Literatur und nach Schilderung des Menschenherzens in den Werken von Villemain, Delavigne und Anderen zu suchen.

Ich bilde mir ein, daß meine Zeitgenossen von 1833 von den maiben oder energischen Jügen, die man hier im Klatschbasenstil wiedergegeben findet, wenig erbaut sein würden. Mir liefert die Erzählung dieser Stücke und dieser Hinrichtungen wahre und unanfechtbare Daten über das menschliche Herz, solche, denen man gern nachsinnt, wenn man nachts in der Post fährt. Viel lieber wäre mir, ich hätte die Händel Verliebter, Erzählungen von Heirathen, kluge Intriguen von Erbschleichereien gefunden; aber die Eisenhand der Justiz hat in solche Erzählungen nicht hineingegriffen, und wenn ich sie selbst finden sollte, würden sie mir weniger vertrauenswürdig erscheinen. Trotzdem sind gefällige Leute in diesem Augenblick bemüht, Nachforschungen für mich anzustellen. . . Rom, Palazzo Cavalieri, twenty forth of April 1833."

Zu der That enthalten die letzten Bände dieser Chroniken neapolitanische Abenteuer, in denen die Liebeshändel vorherrschen, und der Band, dem diese Einleitung entnommen ist, beginnt selbst mit einer Geschichte, in welche die Justiz nicht hineinzugreifen wagte. Sie trägt den Titel *Atto di vendetta commesso dal cardinale Aldobrandini in persona di Girolamo Lombardi, cavaliere Romano*. Beyle hat französisch darunter gesetzt: „Wie ein spanischer Botschafter sich an einem Kardinal-Nepoten rächen kann, der auf den Geist des Papstes und in Rom von allmächtigem Einfluß ist.“ Besonders interessant wird diese Novelle dadurch, daß sie, wie schon Kasimir Estryenski in seinen „Soirées du Stendhal-Club“ nachweist, Beyle „unanfechtbare Daten über das Menschenherz“ geliefert hat, die er in seine „Kathause von Parma“ verwoben hat. Setzt man für Anna Brocchi die Fausta dieses Romans, für den jungen Kardinal Herrn Fabrizio del Dongo und für den Liebhaber Longobardi den Grafen Martinengo, so greift man diese Keckheit mit Händen. Die Belauerung der Schönen in der Kirche, die folgende Scene zwischen ihr und ihrem Liebhaber, der sie mit dem Dolch bedroht, endlich die närrische nächtliche Begleitung Aldobrandinis durch Fackelträger: all Das finden wir in Beyles Roman wieder. Beyle liebte solches Arbeiten nach der Natur, wie er es nennt; er ist dadurch der Vater des Naturalismus geworden, ein Ahn, auf den sich sowohl Zola wie Bourget mit Recht als auf ihren gemeinsamen Stammvater berufen, während er wiederum den Renaissance-Novellisten Banello sich zum Vorbild wählte. „Banello erzählt von der Kunst di novellare und sagt ausdrücklich, daß man wahre Anekdoten sammeln müsse. Zu Boccaccio habe ich weniger Vertrauen; er ist ein Literat von Beruf und nicht ein wahrer Wiedermann wie der Bischof



von Agen**), sagt Beyle in einer Randnotiz zu seinen „Promenades dans Rome“, die der eifrige Kasimir-Strzylenki kürzlich veröffentlicht hat. Ich habe, als ich die Novelle übersezte, die kürzende Uebertragung ins Französische mitbenutzt, die Fabrizio Rengi in der Revue des Chefs d'œuvre vom Jahr 1883 erscheinen ließ. Stendhal selbst hat ja die eben wiederbegebene Vorrede mit der folgenden Bleistiftnotiz geschlossen: „Ich kürze die allzu langweiligen Längen mit Bleistift, um nicht beim dritten Durchlesen die Geduld zu verlieren“ . . .

Friedrich von Oppeln-Bronikowjki.

Unter dem Pontifikat Klemens' des Achten lebte in Rom eine Sängerin von hohem Rufe, namens Anna Felice Brocchi, deren herrliche Stimme und hohe musikalische Begabung sich mit außerordentlicher Schönheit paarte, also daß die „guz. Vah. An. vovaheta. . . Hg. Reichhügr. . . von. der. Kavaliera. Kavalerna. Longobardi, ein junger Mann von hervorragenden Eigenschaften, sehr wohlgestaltet, kaum im vierten Anstrich seines Lebens, von reizendem Aeußeren und leutsüßigen Sitten. Der ganze römische Adel liebte ihn, aber dafür hatte er sich auch den tödlichen Haß des Kardinals Aldobrandini zugezogen.

Der Kardinal war sehr leichtfertig und liebte die Frauen, wodurch er seinem Oheim, dem Papst, viel Sorge bereitete. Bei seiner Thronbesteigung jagte Klemens VIII zu ihm: „Hüte Dich, daß Du diesen heiligen Purpur nicht durch Deinen Wandel befulest; wisse fortan, daß der Titel des Kardinal-Nepoten Dich nicht vor meiner Vergeltung zu schützen vermöchte.“ Aldobrandini ward durch diese Worte grausam betrübt, mehr noch durch ihren Ton und vor Allem durch die Gegenwart der anderen Kardinalle. Trotzdem that er sich Gewalt an und erwiderte: „Heiliger Vater, ich wage, vor Euer Heiligkeit zu behaupten, daß in den Verhältnissen, auf die Sie anzuspieren geruhen, allein meine Worte tadelnswerth waren, nicht meine Thaten“. Der Papst antwortete nichts; er kannte die Lafter seines Neffen nur zu gut; auch hatte Der sie mehr als einmal selbst eingeräumt.

Nun aber hatte Aldobrandini von seiner Umgebung das Talent und die Schönheit der Brocchi rühmen gehört und ihn ergriff das Verlangen, sie zu sehen. Eines Tages, als er vor ihrem Hause vorbeiging, erblickte er sie am Fenster und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Da er fürchtete, seines Oheims Mißfallen zu erregen, mußte er natürlich sehr vorsichtig sein und wagte nicht, sich einem Menschen anzuvertrauen. Er zauderte, Anna seine Liebe zu gestehen, aus Furcht, daß Diese das Geheimniß nicht wahrte, aber er litt vor Allem darunter, daß er Longobardi als Beschüger der Sängerin wußte. Trotz Alledem unterließ er doch nicht, sich oft vor ihr bliden zu lassen. Anna Brocchi hatte die Aufmerksamkeit des Kardinals bemerkt; sie sah, daß er verliebt war, als sie sah, daß er täglich an ihrem Hause vorbeiging und ihr in die Kirche Santa Maria della Pace folgte, wo sie die Mittagsmesse zu hören pflegte. Dort blickte Aldobrandini sie gärtlich an und bemühte sich, ihr durch sein Lächeln seine Liebe auszudrücken. Dies Spiel währte anderthalb Jahre, ohne daß je ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre und ohne daß der Kardinal ein bestimmtes Zeichen ihrer Neigung erhalten hätte.

*) Baudello ging gleich Lionardo nach Frankreich und wurde von Heinrich dem Zweiten (1525) zum Bischof von Agen ernannt.

Eines Tages hielt die Brocchi es für klug, warum, weiß man nicht, Girolamo von ihrem Anbeter im Purpurkleid zu erzählen. Longobardi war höchst überrascht und aufgebracht; er hatte die Vorahnung eines Unglücks und bat Anna, in Zukunft zurückhaltender zu sein, sich weniger blicken zu lassen und sich von dem arglistigen Gehaben des Kardinals nicht verblenden zu lassen. Nie, fügte er hinzu, würde er dulden, daß Aldobrandini oder ein anderer Feind ihr Haus betrete. Der Cavaliere ahnte die schlimmen Absichten des Kardinals und traute Annas Versprechungen nicht. Darum entschloß er sich, seine Geliebte durch Spione verfolgen zu lassen und eben so ihr Haus zu umstellen, um die Bielen, die Annas wunderbare Stimme anlockte, genau kennen zu lernen. Alles vollzog sich in so tiefem Geheimniß, daß die Brocchi nichts ahnte, und die Berichte der Spione bewiesen, daß die Liebe zwischen dem Kardinal und der Brocchi täglich wuchs. Um sich selbst davon zu überzeugen, ging Longobardi am Tag des Sankt Matthäus zur selben Zeit wie Anna in die Kirche della Pace. Er traf vor ihr dort ein und verbarg sich in einer Kapelle, von wo aus er Alles beobachten konnte. Die Brocchi erschien bald an dieser Stätte, wo sie sich alltäglich von dem Porporato bewundern ließ. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Der Cavaliere verfolgte ihre geringsten Geberden mit größter Aufmerksamkeit. Endlich schickte die Sängerin sich an, die Kirche zu verlassen; der Kardinal erhob sich, kam in ihre Nähe und grüßte tief, indem er sie anlächelte. Gruß und Bächeln wurden sehr auffällig erwidert.

Fortan hatte Longobardi nicht mehr den leisesten Zweifel; er verließ während die Kirche und ging stracks zu Anna. Diese gewahrte die Erregung ihres Liebhabers und forschte nach dem Grund. Der Cavaliere bat sie, ihm zu sagen, ob sie am Morgen ausgegangen sei, und ermahnte sie, ihm nichts zu verschulen. Die Sängerin antwortete, daß sie nach ihrer Gewohnheit soeben die Messe in der Kirche della Pace gehört habe. „Bis hierher geht Alles gut“, meinte Longobardi; „aber sagt mir doch eben: Habt Ihr den Kardinal Aldobrandini gesehen?“ „Nein“, antwortete feil die Brocchi. „Wie!“ rief Girolamo entrüstet, „Ihr wagt, mir so schamlos ins Gesicht zu leugnen, daß Ihr ihn gesehen habt! Ich bin gewiß, daß er in der Kirche war und daß Ihr seinen Gruß erwidert habt; ich sah ihn mit meinen eigenen Augen.“ Trotz dieser Behauptung beharrte Anna auf ihrer Lüge. Da riß den Jüngling der Born hin; er legte die Hand an sein Stilet und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie nicht die Wahrheit gestehe. Die erschrockene Sängerin antwortete, was er gesagt habe, sei wahr und sie habe nur gesehnet, um einen Streit zwischen ihm und den Kardinal zu verhüten. Dessen Gruß aber habe sie nur aus Höflichkeit erwidert. „Mag sein“, antwortete Girolamo etwas beruhigt; „aber seht Euch in Zukunft vor, ihn zu grüßen noch überhaupt anzublicken; versucht nicht etwa, meine Befehle zu überschreiten, denn es könnte Euch das Leben kosten. Ich befehle Euch, nicht mehr in die Pace zu gehen; wählt eine andere Kirche, um die Messe zu hören; dann werdet Ihr allen Verdacht in mir zerstreuen und meinem Feind alle Hoffnungen rauben; vor Allem aber, wenn Ihr meine Rache meiden wollt, richtet es so ein, daß Ihr ihn nie wiederseht!“

Anna Brocchi versprach, zu gehorchen, und ging nicht mehr in die Kirche della Pace. Der verliebte Kardinal aber ging auch ferner dorthin; und da er die Sängerin nicht mehr erscheinen sah, ergriff ihn eine große Unruhe und er wollte den Grund ihrer Abwesenheit erfahren. Seine Leidenschaft erreichte ihren Gipfel

und ließ ihm keinen Augenblick Ruhe; zuletzt ertrug ers nicht mehr und beschloß, das Geheimniß um jeden Preis zu ergründen. Dies erreichte er auf sehr unvorhoffte Weise. Eines Tages erhielt er einen Brief von Anna: sie stellte sich unter seinen Schutz. Longobardi behandelte sie mit äußerster Härte und sie beschwore den Cardinal, sie aus den Händen ihres Tyrannen zu befreien. Albobrandini war entrüstet über Girolamos Brutalität und seine Liebe erstarkte im Zorn noch mehr. Dann, in heller Freude, sie wiedergefunden zu haben, ließ er Anna sagen, sie möge sich beruhigen, und versicherte sie, daß seine einzige Leidenschaft die sei, ihr zu dienen. Er fing auch sofort an, ein taugliches Mittel zu suchen. Kurze Zeit danach, am Morgen des Ostersonnabends, fand man auf dem Petersplatz, ohne daß man errathen konnte, wie die Sache sich zugetragen habe, das Haupt des unglücklichen Girolamo, auf einen Spieß gesteckt, mit der folgenden Weischrift: „Imperasti con troppa tirannia: ciò che in altri volesti, a to qui sia“ (Du hast zu tyrannisch gehandelt: was Du Anderen anthun wolltest, geschehe Dir selbst).

Die Verblüffung war in Rom groß; man vermutete bald, daß dieser Streich vom Cardinal Albobrandini komme, und der Verdacht erschien noch besser begründet nach dem Besuch, den der Cardinal am selbigen Abend der Sängerin abstattete, und dem noch viele andere folgten. Alle wunderten sich über die geringe Thätigkeit, die das Gericht entsaltete, um den Urheber dieses graufigen Verbrechens zu ermitteln, trotzdem der Papst alles dazu Nöthige aufbot.

Tag und Nacht ging Albobrandini nun in Annas Haus; ohne die geringsten Gewissensbisse: so berauscht war er vom Besiz dieses Weibes. Das Kergerniß war groß; der Papst konnte nichts wissen: er war von vielen Anhängern des Cardinals umgeben, die dessen Sünde zu verbergen suchten und die Keinheit der Sitten des jungen Kirchenfürsten priesen. Nemens VIII. bewahrte ihm seine Huld und freute sich, daß der Kesse sich so gebessert hatte. Aber die Wahrheit konnte nicht emig verborgen bleiben. Der Papst erfuhr schließlich Alles. Dazu führte ein seltsames Akenfeuer, das die Liebchaft des Cardinals stattdbekannt machte.

Albobrandini hatte einen leidenschaftlichen Haß auf den spanischen Gesandten geworfen. Da der Cardinal den größten Einfluß auf den Geist seines Oheims, des Papstes, besaß, war der Gesandte gezwungen, seinen Haß zu verbergen, um die guten Beziehungen, die zwischen Rom und dem spanischen Hof bestanden, nicht zu trüben. Aber er verrieth seine Wäthe im Stillen. Er ließ die geringsten Handlungen seines Feindes heimlich beobachten und wußte bald um seine Liebchaft.

Der Porporato pflegte die Sängerin gegen vier Uhr nachts unter größten Vorsichtmaßregeln zu verlassen; seine Diener erwarteten ihn mit seiner Karosse ein paar Schritte weit von dem Haus und er ging das Stüchken Wegs allein im Dunkeln. Er war überzeugt, daß so Niemand ahne, woher er komme. Der Gesandte schickte nun einen seiner Lakaien zu Anna Brocchi und ließ ihr sagen, daß er an dem und dem Abend zu ihr kommen möchte, um sie singen zu hören. Er hat sie, keinem Menschen Etwas davon zu sagen, da er nach keiner Seite hin Verdacht erwecken wolle. Die Sängerin fühlte sich durch den Besuch einer so hohen Persönlichkeit geschmeichelt und glaubte, richtig zu handeln, wenn sie darauf einging.

Der Gesandte schickte ein paar vertraute Diener voraus, die sich im Treppenhause versteckt halten sollten. Dann ging er gegen vier Uhr nachts zur Brocchi. Der Cardinal, der sich schon lange dort aufhielt, bemuhte beim Weggehen eine

andere Thür, um nicht gesehen zu werden. Piano, piano stieg er die Treppe im Dunkeln hinab; kaum ist er im Vestibül angelangt: da sieht er schon die Diener des Gesandten brennende Fackeln hervorziehen und riesige Laternen ihm entgegenhalten. Er erschrickt. Trotzdem dankt er ihnen mit all der Ruhe, die er wieder gewinnen kann, für ihre Absicht und erklärt, sich nicht weiter begleiten lassen zu wollen, da er lieber allein gehe. Die Leute entschuldigen sich; sie müßten ihn unbedingt bis an seinen Wagen begleiten: so sei der Befehl ihres Herrn, des Gesandten. Da giebt der Kardinal nach, um die Situation nicht zu verschlimmern, denn er sieht, daß sie ihn absolut nicht verlassen wollen. Er hält sich in seinen Mantel und eilt, so schnell er kann, zu seiner Kutsche, vor ihm her stets die Diener . . .

Man kann sich die Wuth des Kardinal-Nepoten leicht vorstellen. Die Geschichte ward schnell ruckbar, stief durch die ganze Stadt und kam allmählich auch zu Ohren Klemens' des Achten, der nun Alles zu wissen verlangte. Darob ergriff ihn solcher Zorn gegen Albobrandini, der ihn so gut zu täuschen gewußt hatte, daß er ihn seiner Kemter und Titel entkleidete und ihm verbot, den Oheim im Palast ferner anzureden, ja, sogar vor dem Papst zu erscheinen, falls er nicht auch des Kardinals purpurs verlustig gehen wollte; denn Klemens hegte keinen Zweifel mehr über den Mörder des Girolamo Longobardi.

Seit er einmal in Ungnade war, ward es dem Kardinal Albobrandini unmöglich, sich im Herzen seines Oheims zu rehabilitiren. Er hat sich von dem Sturz nie wieder erholt. Auf dem Pontifikat Klemens' des Achten, der die mit Recht an seinem Vorgänger geübte Kritik vermeiden wollte, hatet aber ein häßlicher Fleck: der Tod des Girolamo Longobardi blieb ungefühnt.

Henri Beyle (de Stendhal).

... Ich suche ein Wort, das die Geistesart Beyles bezeichnen könnte; das richtige Wort dünkt mich: überlegener Geist. Der Ausdruck scheint auf den ersten Blick vag; allen Männern von Talent (auch solchen ohne Talent) spendet man diesen Lobspruch. Und doch ist der starke Sinn des Wortes nicht schwer herauszufinden. Er deutet an, daß ein Geist sich über den der Anderen erhoben hat, und weist auf alle Folgen solcher Position hin. Ein überlegener Geist ist schwer zugänglich: denn man muß klettern, um ihn zu erreichen. Die Menge kommt nie an ihn heran: denn sie scheut die Anstrengung. Er will auch weder von ihr gelobt sein noch sie führen: denn sie ist unten und er müßte herabsteigen . . . Beyle ist so klar wie die Griechen und wie unsere Klassiker, wie die reinen Geister, die uns mit wissenschaftlicher Exactheit die sittliche Welt geschildert haben und denen man danken muß, daß man sich manchmal gern Mensch fühlt . . . Soll und kann man Beyle nachahmen? Man soll Keinem nachahmen; es ist stets ein Unrecht, von Anderen zu fordern oder zu nehmen, und in der Literatur geht Jeder zu Grunde, der von geborgtem Gut leben will. Uebrigens hat ein Mann seines Schlags seinen Plag ganz für sich. Wenn Alle, wie Beyle, überlegene Geister wären, wäre keiner mehr überlegen. Leute, die man auf der Höhe sieht, kann es nur geben, wenn in der Tiefe auch Leute wohnen . . . Muß man ihn lesen? Das habe ich zu beweisen versucht. Wenn er uns beim ersten Blick abhöhet, müssen wir, ehe wir ihn verurtheilen, der Definition des Begriffes „Geist“ nachdenken, die er dem Fräulein de la Mole in den Mund legt. Beyle trug das Original dieses Bildes in der eigenen Brust; gewiß ist's deshalb so gut geworden.

(Laine vor vierzig Jahren in dem Bande *Essais de critique et d'histoire*.)

Rembrandts Frauen.*)

Als Versuchsobjekt für rein artistische Fragen benutzte Rembrandt zunächst sich selbst. Er hängt sich einen tiefrothen Mantel um und setzt ein Barrett mit wallender Feder aufs Haupt. Oder er malt sich in Hütterrüstung und blinkendem Helm; auch goldene Ketten, blinkende Messer und funkelnde Ohrringe verwendet er gern, um das Spiel des Lichtes auf Metall zu studiren. In eben so buntem, reichen Auspug malte er zur selben Zeit ein junges Weib. Saskia van Uylenborgh hält in sein *oeuvre* ihren Einzug. Ein Auftrag hatte die Bekanntschaft vermittelt. Der Kunsthändler Hendrik van Uylenborgh hatte das Portrait seiner Base, einer reichen Waise aus friesischem Patriziergeschlecht, bei Rembrandt bestellt. Es ist das Bild der Sammlung Jacquemart in Paris, das Saskia als holländisches Mädchen von 1630 darstellt. Doch in den folgenden Werken ist an die Stelle der holländischen Mode, ganz wie in den Selbstbildnissen Rembrandts, bunte Phantasietracht getreten. Ein breiter Rembrandt-Hut mit wallender Straußenfeder schmückt das Köpchen. Die Schultern sind besetzt mit Perlen funkeln im Ohr, am Hals und im Haar. Oder sie hält Blumen im Arm. Ein schimmerndes Seidenkleid umwallt den Körper. Der Künstler muß Kunst erleben, um Kunst schaffen zu können. Je schöner, je farbenfroher das Leben ist, desto mehr Stoff kann die Kunst daraus ziehen. So erklären sich die Kostümfeste, die in den Tagen Makarts gefeiert wurden; so auch die Bilder, die Rembrandt von sich und Saskia malte. Künstlerträume sind es, Hymnen an Schönheit und an Farbe, geträumt und gesungen in einem Lande, wo sonst dem Auge des Künstlers nur der Anblick einer sehr prosaischen Welt sich darbot.

Rembrandt und Saskia liebten einander. Doch der Vormund Saskias wollte die Verbindung nicht zugeben. Es wäre für das Patriziermädchen eine *Resalliance* gewesen, einen Menschen zu heirathen, der zwar ein großer Maler, aber immerhin ein Müllersohn war. Wie kommt es, daß Rembrandt (in einem Berliner Bilde) die Geschichte von Simson erzählte, der zu seinem Weibe gehen will und vor verschlossener Thür steht? Ist man, wenn man diesen Arien sieht, der die Worte herunterruft: „Ich habe sie einem Andern gegeben!“ und diesen Simson, der zornig die Faust ballt, nicht unwillkürlich versucht, an Rembrandt zu denken? Ist es Zufall, daß er gerade damals den Raub der Proserpina malte, sich selbst, den Plebejer, als Hünen der Unterwelt, wie er eine zierliche Prinzessin entführt? Und auch das dresdener Bild mit Simson, der den Philistern Räthsel aufgiebt, muthet an wie ein Gelegenheitsgedicht auf seine eigene Hochzeit. Er malte es 1634, als

*) Vor dreihundert Jahren (am siebenten oder am fünfzehnten Juli 1606) wurde der Müllersohn Rembrandt Harmensz van Rijn in Leyden geboren. Unter den Büchern, die der Gedenktag jezt ans Licht gerufen hat, ist auch eins, das Professor Ruther bei Barb, Marquardt & Co. erscheinen läßt (in der fein und reich ausgestatteten Sammlung „Die Kunst“, die er selbst herausgibt). Lebhaft, geistreich, anregend, wie fast Alles, was dieser Impressionist schreibt; als literarische Leistung sicher beachtenswerth. Ich gebe aus Ruthers „Rembrandt“ hier ein paar Fragmente, die von den im Leben des Meisters wichtigsten Frauen handeln. Wirklich losgerissene Bruchstückchen, die keinen Begriff vom Gesamtmythos der Darstellung, von ihrem Bilde des Menschen, des Künstlers, des Weltengestalters schaffen; die nur auffordern sollen, das reizvolle Büchlein zu lesen.

endlich die Vermählung gefeiert wurde, sich selbst als Sinsjon, wie er durch derbe Späße die ehrbare Verwandtschaft seiner Frau mehr erschreckt als erlustigt.

Rembrandt war damals ein Sinsjon. Er war, wie Dieser, in der Stimmung, den Tempel des Philisteriums zu zertrümmern. Man denke sich einen Künstler, der inmitten einer Welt nüchtern rechnender Geschäftsleute in herausfordernder Weise den Leuten zu zeigen sucht, daß Geldbesitz nur Werth hat, wenn er in ästhetische Kultur sich umsetzt. Rembrandt begann in diesen Jahren, zu sammeln. Alles, was sein Auge erfreute an kunstvollem altem Schmuck, an kostbaren Geweben, an alten Geräthen und Waffen, kaufte er bei den Antiquaren zusammen. In den reichsten Toiletten, wie eine Fürstin aus den Tagen des Lizian, mußte Saskia einhergehen, so daß deren Verwandte murrten, er vergeude das Vermögen seiner Frau. Auf seinem Londoner Bilde sieht man die junge Frau im Boudoir. Sie sitzt vor dem Spiegel und prüft den Effekt eines Ohrringes, während Rembrandt im Begriff ist, ihr ein Halsband zu reichen. Ein berühmtes dresdener Bild zeigt das Paar bei üppi- gem Frühstück. Als edler Junker gekleidet, den Degen an der Seite, das Federbarrett auf dem Haupt, schaukelt er seine junge Frau auf den Knien und erhebt mit höhnischem Lachen das Glas, als fordere er die ganze Philisterwelt in die Schranken.

Rembrandt soll in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung ein wilder Polterer, ein burschikoser Draufgänger gewesen sein, der gegen Alles Sturm lief. Nachdem er so lange des leidigen Rammons wegen auf alle Wünsche eingegangen war, mit denen von Leuten, die sich malen lassen, die Künstler belästigt werden, machte es ihm nun Spaß, diese Leute zu ärgern. Es heißt, er habe geschimpft auf den Idealismus und die Schönheit, auf Naturveredelung und all jene anderen guten Dinge, die dem Vanaufenthum die Kennzeichen jedes echten Kunstwerkes sind . . .

Im Jahr 1642 verlor er seine Frau. Saskia, die schon seit mehreren Jahren kränklich gewesen war, starb im Wochenbett, nachdem sie ihm einen Knaben, den kleinen Titus, geschenkt hatte. Rembrandt war allein. Er, der, angeedbet vom bourgeoisen Verkehr, mehr und mehr in sein Heim sich zurückgezogen hatte, war in diesem Hause nun einsam. . . In seinen Bildern klang langsam die Erinnerung an Saskia aus. Man darf dabei nicht nur an die Bildnisse denken, die er ihr nach ihrem Tode noch widmete, etwa an das Berliner, auf dem sie so still, in so mild verklärter Ruhe, uns anschaut; auch bei anderen Werken glaubt man, zu empfinden, daß der Gedanke an Saskia bei der Stoffwahl mitsprach. Er war so einsam, so ohne Familie, trotz dem kleinen Titus, dem die Mutter fehlte. So hat er damals zu wiederholten Malen die Heilige Familie gemalt, trauliche Zimmer, wo Mann und Frau, Maria und Josef, an der Wiege ihres Kindes sitzen. Auch die Geheimnisse des Sterbens, wunderbare Totenerweckungen und mythische Erscheinungen beschäftigten ihn. Er zeichnete Christus, wie er den Lazarus aus dem Grabe ruft, malte ihn, wie er als Geist bei den Jüngern in Emmaus weilt. In den Jahren seines Glüdes hatte ihn die orientalische Märchenstimmung des Alten Testaments gefesselt. Er malte die maurisch buntsfarbigen Gewänder amsterdamer Juden, inmitten exotisch buntsfarbiger Szenerien, die er in seiner Werkstatt sich aufbaute. All diese gleißende Farbe, all dieses schimmernde Licht erschien ihm nun seelenlos. Stimmung suchte er in der Bibel, seelische Stimmung. So kam er zum Neuen Testament, das an zarter, seelischer Dyrif so reich ist.

Als Saskia starb, war er sechsunddreißig Jahre alt. Hätte er Goethe gekannt, so würde er wahrscheinlich mit hoher Genugthuung die Verse gelesen haben:

„Alles, was Ihr wollt, Ich bin Euch wie immer gewärtig.

Aber einsam des Nachts schlafen —: oh Freunde, vergeht!“

Um ohne Weib zu sein, dazu war Rembrandt ein viel zu kräftiger, gesund sinnlicher Kerl. Urkunden melden, daß er während Saskias Krankheit schon mit Geertje, der Amme des kleinen Titus, ein reguläres Verhältniß hatte. Und nach dem Tode seiner Frau gehen parallel mit den Werken, die von der Einsamkeitstimmung des Wittwers erzählen, auch viele andere, die von der Leidenschaft, der Begierde seines Fleisches sprechen. Von welcher vulkanischen Sinnlichkeit ist das Bild der badenden Susanna des berliner Museums durchglüht: das Bild mit den beiden Lüßlingen, von denen der eine, der feiste, gemästete, den Anblick des Fleisches wie einen saftigen Braten genießt, während der andere, der bleiche, vor Geilheit bebende, im Begriff ist, wie ein Raubvogel sich auf seine Beute zu stürzen. Oder die vielen rabirten Akte, die in jenen Jahren entstanden. Man denkt an Degas eben so sehr wie an Kops bei der Betrachtung dieser Blätter, in denen er nackte Frauenkörper mit so eingehendem, Alles betastendem Naturalismus, oft auch in Ekel erregender Wahrheit zeichnete, als hätte er von aller Leidenschaft sich freimachen wollen, indem er sein Auge zwang, nur das Abstoßende, Degoutante zu sehen.

Eine Einzige fesselt durch den würzigen Reiz ihrer jugendlich kraftvollen, gesund bäurischen Glieder. Man hat das Gefühl: der vierzigjährige Rembrandt hatte in seiner Weise ein ähnliches Los gezogen wie der dreiundfünfzigjährige Rubens, als er nach dem Tode der Isabella Brant die junge, üppige Helena Fourment zum Altar führte. Ein Bild der londoner Nationalgalerie zeigt ein Weib, das im Begriff ist, zu baden. Das Hemd hat sie bis zum Schoß emporgehoben: das Wasser reicht bis zu den Knien. Jorn hat in unserer Zeit ähnliche Badeszenen, doch nicht mit so erstaunlicher Kraft, gemalt. Auf einem Louvre-Bild ist die selbe junge Frau als Bathseba dargestellt. Worte sind unfähig, zu beschreiben, in welcher strahlenden Schönheit der wundervoll modellirte brünette Leib vom Dunkel des Hintergrundes und vom Weiß des Hemdes sich abhebt. Auch zahlreiche Bildnisse der selben jungen Frau kommen vor. Eins der Sammlung Morisson zeigt sie in einem weißen Hauskleid, das einen pikanten Kontrast zu dem gebräunten Gesicht bildet. Auf einem in Berlin steht sie am Fenster, in ähnlich prunkvolle orientalische Gewebe gehüllt, wie sie früher Saskia trug, und schaut aus großen schwarzen Augen uns an.

Er hatte gefunden, was er brauchte. Hendricke Stoffels, ein Bauernmädchen aus dem Waterland, war dreiundzwanzig Jahre alt, als Rembrandt sie als Haushälterin zu sich nahm. Und sie ist bis zu ihrem Tode treu an seiner Seite geblieben. Obwohl er sie nicht zu seiner Frau machte (wohl aus einem prosaischen Grund: weil Saskias Testament ihm nur bis zum Zeitpunkt einer Wiederverheiratung die freie Verfügung über das Vermögen des kleinen Titus gestattete), hat sie wie eine Heldin bei ihm ausgeharrt, auch als auf die guten Tage die bösen folgten. Titus, Saskias Sohn, wuchs unter ihrer Pflege zu einem schmutzen Jungen heran, zu jenem bleichen, feinen Knaben, den das Portrait der Sammlung Kann in Paris darstellt. Auch andere Gestalten, die gleichzeitig in Rembrandts Bildern auftauchen, sind solche von Menschen, die zu seiner Familie gehörten. Die alte Frau, die auf dem Louvre-Bild der badenden Bathseba den Fuß trocknet, ist Hendricjes Mutter, die sie mit ins Haus nahm. Das kleine Bauernmädchen, das

er auf einem petersburger Bilde mit einem Kehrbesen in der Hand gemalt hat, ist eine Base Hendricjes, die mit in der Wirtschaft beschäftigt wurde. Ein Töchterchen, das Hendricje ihm schenkte, war wie die Verheißung eines neuen Frühlings.

Rembrandt erlebte in jenen Jahren Etwas wie eine Verjüngung seiner ganzen Kunst. Sein Heim, so lange für ihn tot, ward wieder die Stätte seines Glückes und seiner Arbeit. Man betrachte Radirungen wie die, auf der er am Fenster sitzt, in gewöhnlichem Werktagskleid, den Filzhut auf dem Kopf, ganz in seine Arbeit vertieft; oder jene, die den jungen Jan Six zeigt, in die Fensterbrüstung gelehnt in einem Schriftstück lesend, während das Sonnenlicht so traulich auf den Möbeln und dem Fußboden spielt; oder jene andere mit dem Kunsthändler Franken, der so stillvergnügt inmitten seiner Kostbarkeiten sitzt: dann empfindet man, daß Blätter von so intimum Zauber nur von einem Manne geschaffen werden konnten, der selbst ganz aufging in seinem Home, die stillen Reize dieses Home mit fast wehmüthigem Glück genießend. Darin ist Etwas, das in der Kunst sehr selten ist, Etwas, das man heute wohl nur vor gewissen dänischen Bildern fühlt: daß man gar nicht einem Kunstwerke gegenüberzustehen, sondern selbst Zeuge einer traulich stimmungsvollen Szene zu sein glaubt.

. . . Unterdessen zog sich ein Gewitter über Rembrandts Haupte zusammen. In seine Arbeit vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß er seit langer Zeit öffentliches Aergerniß erregte. Ein Leben, wie er es führte, an der Seite einer Frau, die ihm kirchlich nicht angetraut war, verstieß gegen alle Grundbegriffe der Moral. Hendricje wurde eines Tages vor das Konfiskorium citirt, weil sie mit dem Maler Van Nijz in Kontubinat lebe, und mit einer strengen kirchlichen Disziplinarstrafe, dem Ausschluß vom Abendmahlstisch, belegt. Man kann, wenn man will, die Vermuthung aussprechen, daß das merkwürdige Bild von 1654, wie der gefrenge Potiphar gleich einem Untersuchungsrichter den armen, der Unsitlichkeit bezüchteten Joies verhöört, in einem gewissen Zusammenhang mit der Szene vor dem Oberkirchenrath steht. Und diese Szene war das Signal zu all den weiteren Dingen, die nun folgten. Es ist ja nicht selten so, daß gerade Das, was spätere Zeiten an einem Künstler bewundern, für ihn selbst zum Verhängniß ward. Das Beste, was Rembrandt schuf, Das, was ihn zum Rembrandt macht, hätte niemals entstehen können, wenn er als praktischer Mann sich auf die Anfertigung von Publikumsbildern beschränkt hätte. Doch da er überhaupt nicht fürs Publikum, sondern nur für sich selber malte, mußte er auch zu Grunde gehen. Der pekuniäre Zusammenbruch nahte, noch beschleunigt durch die vornehmen Passionen, von denen Rembrandt nicht lassen konnte. Nicht nur während seiner Ehe mit Saskia hatte er für Schmuckfachen, kostbare alte Stoffe und Dergleichen ungeheuer viel ausgegeben: auch noch in seiner späteren Zeit, obwohl als Mensch ganz bedürfnislos, gab er Geld aus wie ein Krösus, denn er sammelte Bilder von Tizian, Palma und Giorgione; die seltensten alten Kupferstiche, sogar Antiken waren im Besitz des Mannes, den klassizistische Westjetter als Barbaren verschrien; und man erzählt, daß er (ein echt rembrandtischer Zug) auf Auktionen oft die Preise überboten habe, um seinen Landsleuten zu zeigen, wie die Kunst der großen Meister zu schätzen sei. Wegen einer finanziellen Krisis, die Holland um die Mitte der fünfziger Jahre durchmachte, war auch an eine günstige Veräußerung der mit so feinem Geschmack zusammengebrachten Kollektion nicht zu denken. So war er, dem Hunderttausende durch die Hände geflossen waren, plötzlich ein armer Mann.

Sein Haus ging in den Besitz eines wohlhabenden Schuhmachermeisters über. Er selbst schien lange verschollen. Die seltsame Legende, die in älteren Rembrandt-Büchern zu lesen ist, er habe das Ende seines Lebens in Stockholm als Hofmaler des Königs von Schweden verbracht, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß er für seine Landsleute in die tiefe Verfenkung verschwunden war, die alle von der Gesellschaft Gekichteten aufnimmt. Erst hatte er Unterschlupf in kleinen Gasthäusern gefunden, wo man nichts von ihm wußte. Später suchte Hendrickje, die energische, heldenhafte Frau, ihm und den Seinen dadurch eine neue Existenzmöglichkeit zu schaffen, daß sie eine kleine Kunsthandlung aufmachte. Hendrickje sorgte für Rembrandts Unterhalt und er verpflichtete sich kontraktlich, sie für die Verpflegungskosten dadurch schadlos zu halten, daß er ihr alljährlich eine bestimmte Anzahl von Bildern und Radirungen lieferte; ein Übereinkommen, das selbstverständlich zwischen den Beiden nur deshalb getroffen wurde, weil Hendrickje so glaubte, die Beschlagnahme der etwa noch entstehenden Werke verhindern zu können. Die neue Wohnung, in der sie hausten, lag in der Hofengracht, einer engen Gasse am Ende des Whetto, wo die jüdischen Tröbler ihre Waaren feilhalten. Einst, auf dem dresdener Bilde, hatte er mit Saskia sich dargestellt bei üppiger Schwelgerei. Jetzt bestand, wie alte Chroniken vermelden, seine tägliche Mahlzeit aus Brod, Pfefferkuchen und Käse. Trotzdem! Ein trotzig stolzes, unerschütterliches Trotzdem klingt durch Rembrandts letzte Werke hindurch. Ein Louvre-Bild von 1660 zeigt ihn: zwar mit unwickeltem Kopf, als ob er an Kopfschmerz litten, und mit schweren Zuckeln, die von den tiefliegenden Augen bis zum Munde gehen, doch noch immer an der Staffelei, Pinsel und Palette in der Hand, sein Modell fixierend.

... Seltsam. Als ob das Schicksal ihm sagen wollte, daß ein Maler seines Schlages seine Aufträge sich nur selbst erteilen dürfte, schickte es ihm nach der Vollendung der „Staalmeesters“ abermals Leid. Zweiundzwanzig Jahre vorher, als er die „Nachtwache“ gemalt hatte, starb Saskia; jetzt verlor er Hendrickje, der auch schon Titus vorausgegangen war. Er war von Neuem allein, sechzig Jahre alt, des letzten Wesens beraubt, das ihn, den Undisciplinirten, in Zucht und Ordnung gehalten hatte. So that er jetzt, was Jeder zu tun pflegt, der Vergessenheit sucht. Das Glück, das ihm das Leben nicht mehr bieten konnte, gab ihm der Alkohol, und zwar, da er nicht viel Geld in der Tasche hatte, der Alkohol in seiner billigsten, kondensirtesten Form: der Schnaps. Auf seinen letzten Selbstbildnissen blickt er drein wie im Tausel. Die Augen sind trüb, die Waden schwammig und aufgedunsen. Doch eine merkwürdige Verklärung ist zuweilen über die wulstigen, müden Züge gebreitet. Während er in seinem schmutzigen braunen Mantel in der Schnapskneipe hockte und scheinbar hier vor sich hindrückte, zogen strahlender als je die Gata Morgana-Gebilde schöner Träume an seiner Seele vorüber. Brauchte er, um ihnen Gestalt zu geben, Modelle? Brauchte er prunkvolle Gewänder und schimmerndes Edelgestein? Er brauchte nur Pinsel und Farben. Verlainé schrieb im Absinthkrausch auf die Marmorplatte des wackligen Tischchens, an dem er in dunstigem Kaffeehaus zu sitzen pflegte, seine schönsten Gedichte. So beschwor auch Rembrandt, der Bettler, das verkommene Subjekt, dessen Gesellschaft nur Bettler waren, in seinen letzten Werken noch eine Welt märchenhaft glitzernder Schönheit herauf.

Dreslau.

Professor Dr. Richard Muther.



Paris.

Die verführerische Lutetia ist nicht mehr, wie vor vierzig Jahren, als Louis Napoleon seine Weltausstellung vorbereitete, politisch und finanziell der Mittelpunkt unserer Erde. In den letzten Wochen aber wurde mit fühlbarer Ehrfurcht von Paris gesprochen. Einer ihrer Herren hat gesagt: *Toute la science de la vie est de savoir attendre.* Nach dieser Mahnung hat Paris gelebt und kann heute, wo überall das Kapital hohen Seltenheitswerth besitzt, stolz sprechen: „Ich habe lange gesparrt, mein Geld nur in Renten angelegt; Milliarden auf Milliarden gehäuft: nun bin ich so weit, daß ich, mit gespicktem Beutel, meinen Platz unter den Beherrschern der internationalen Finanzgeschäfte wählen kann.“ Eine deutsche Stadt und eine amerikanische Eisenbahn haben als Erste aus der neuen Seimeinstimmung Nutzen gezogen. Daß eine deutsche Stadtanleihe von pariser Banken übernommen wird, ist ein Novum in der Finanzgeschichte; und just der Stadt, in der am zehnten Mai 1871 von Bismarck und Jules Favre der für Frankreich so schmerzliche Friedensvertrag unterzeichnet wurde, borgen die Franzosen jetzt 15 Millionen; borgen sie ihr zu einem Zinsfuß, der um $\frac{1}{2}$ Prozent niedriger ist als der von den deutschen Banken geforderte. In Paris war man vom Abschluß dieser Anleihe befriedigt. Warum auch nicht? Frankfurt ist kein schlechterer Schuldner als Frankreich; und der französische Sparer ist durch den Zinsfuß seiner Rente nicht verwöhnt. Auch droht nun endlich die Einkommensteuer; kommt sie, dann ist vortheilhaft, den Besitz französischer Fonds gegen den ausländischer einzutauschen. Und Frankfurt ist der Stammsitz der Rothschilds, die, seit Baron Willy tot und das frankfurter Haus von der Diskontogesellschaft übernommen ist, mehr als je zu Frankreichs Brantprodukten gerechnet werden. Frankfurt hat auch ältere und wichtigere Beziehungen zur pariser Börse als irgend ein anderer deutscher Geschäftspfad. Aus all diesen Gründen paßt eine frankfurter Stadtanleihe recht gut an die *Place de la bourse* und die Pariser haben Grund, sich des Geschäftes zu freuen.

Die pariser Geldleute haben in diesem Juni aber ihre Fühler noch weiter als bis zum Main ausgestreckt; sie sind über den Ocean gegangen und haben der größten amerikanischen Eisenbahngesellschaft, der Pennsylvaniabahn, ein Darlehen von 50 Millionen Dollars gegen Uebnahme 3% prozentiger Schuldverschreibungen gewährt. Zum ersten Mal betheiligt französisches Kapital sich offiziell an einem amerikanischen Eisenbahnunternehmen. Auch diese Transaktion hat über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung: die amerikanischen Eisenbahnpapiere müssen nun ja an der pariser Börse notirt werden. Ein Vertreter der Vereideten Makler (*agents de change*) soll schon über die Bedingungen verhandeln, unter denen die amerikanischen Papiere in Paris einzuführen sind. Da die Pennsylvaniabahn von Rodefeller (gegen den ja auf Roosevelts Verlangen ein offizieller Steckbrief erlassen wurde), dem mächtigsten der amerikanischen Trustkönige, kontrollirt wird, sind die Franzosen gerade mit diesem Geschäft gleich ins lohnendste Gebiet gelangt. Der Kontrahent sichert ihnen durch seine ausgedehnten Beziehungen zu anderen Unternehmungen die Gelegenheit zu weiteren Transaktionen im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“. Die Pennsylvania Railroad kontrollirt die Baltimore and Ohio, die Norfolk and Western und (gemeinsam mit der New-York-Central) die Philadelphia and Reading, die wiederum auf die Central of New-Jersey und die Long-Island-Bahnen Einfluß

hat. Die amerikanischen Bahnen brauchen, weil ihr Schienennetz und ihr Kapitalbedarf beständig wächst, noch große Mittel, die sie bisher aus heimischen Quellen und von den deutschen Banken erhielten. Die Pennsylvaniaabahn hat erst im August 1905 rund 2 Milliarden Mark in Aktien und Schuldberechtigungen durch die Diskontogesellschaft an die berliner Börse gebracht. Eine so große Emission amerikanischer Papiere hatte Deutschland bisher nie erlebt; und die Bedenken, die dagegen laut wurden, schienen um so berechtigter, als man schon vorher bei uns eine Menge amerikanischer Effekten untergebracht hatte. Daß nun auch Frankreich für die Vereinigten Staaten mitsorgt, kann uns nur angenehm sein. Obs auch unseren Banken lieb ist? Daß sie den Frankfurtern, den Bewohnern eines der wichtigsten Börsenplätze, nicht 4 Prozent Zinsen für eine Stadtanleihe abzufordern brauchten, war ihnen willkommen; und sie lobten sehr laut deshalb die Pariser, die dem so vielfach in Anspruch genommenen deutschen Geldmarkt neue Belastung ersparten. Wie aber stehts mit Amerika? An den Yankees haben unsere Banken viel Geld verdient; und trotzdem sie drüben durch gute Verbindungen und Interessengemeinschaften geschützt und fast privilegiert sind, könnte die Konkurrenz der französischen Kapitalkraft da eines Tages lästig werden. Das Klügste wäre natürlich der Versuch, für transatlantische Aktionen deutsches und französisches Kapital zu verbinden. Die Marokkokonferenz ist ja glücklich überstanden und in der Beurtheilung des russischen Problems werden die Meinungen kluger Bankiers hüben und drüben heute nicht mehr weit auseinandergehen. Blicke nur das „Loch in den Vogesen“; durch das man aber hindurchschlüpfen kann. Muß, wenn man auf die Höhe unserer weltpolitischen, weltwirtschaftlichen Zeit kommen will. Das viel verlästerte, als Wahrzeichen unserer materialistischen Tage verschriene Kapital ist zum Friedenskister geworden. Ihm kann gelingen, was keine Friedenskonferenz je vermocht hätte; die beiden Reiche in intimeren Verkehr zu locken. Kann gelingen, Deutschland und Frankreich, die, ohne es deutlich zu merken, schon durch den gemeinsamen Verlust an Russenpapieren einander näher gebracht sind, durch einträglliche gemeinsame Geschäfte so zu verbinden, daß die Furcht vor Kapitaleinbuße im Nachbarlande der Kriegsgefahr entgegenwirken muß.

An dem Pennsylvaniaconcern sind die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank interessiert; die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein haben seit einigen Monaten eine Interessengemeinschaft mit der new-yorker Firma J. P. Morgan, mit der die pariser Häuser jezt, wie man hört, über neue amerikanische Geschäfte verhandeln. An Punkten, wo sie Füßen anknüpfen können, fehlt's den berliner und den pariser Banken also nicht. Dem Concern Dresden-Schaaffhausen hat Morgan eine Art Monopol für Europa übertragen; ohne Berücksichtigung früherer Vereinbarungen ist ein neues Abkommen da kaum möglich. Der Weg ist also offen. Paris, das sich so lange zurückhielt, kann auf dem internationalen Geldmarkt wieder eine Hauptrolle übernehmen; und vielleicht merkt man bald, wie stark die von Hugo, Zola und Bourget verherrlichte ville-lumières noch immer ist. Manche Krisis hat den pariser Geldmarkt heimgesucht; dennoch blieb er stets im Vordergrund und von Allen beachtet. Goldminen, Rio Tinto, Cape Copper, Türkenlofe: Papiere, in denen Herr Loutlemonde mit unverjährbarem Eifer spekulirt, werden oder wurden in Paris notirt. Die Eigenart der pariser Börsenspekulation, das Milieu, in dem die Salgot und Crontier wachsen, habe ich hier schon zu schildern versucht. Wer eine Vorstellung davon hat, was eine von Temperament und Kühnheit bediente Kapital-

kraft zu leisten vermag, wird einsehen, daß der Entschluß der Pariser, sich eifriger den großen internationalen Finanzgeschäften zuzuwenden, nicht ohne wahrnehmbare Folgen bleiben kann. Der deutschen Industrie, die von den Banken hohe Kredite fordert, könnte ein Geldgeber von der Potenz der Pariser nur willkommen sein. Daß sie sich für die deutsche Industrie lebhaft interessieren, haben sie mehr als einmal bewiesen. Harpener sind an der Seine beliebt und an der im vorigen Jahr in St. Noël gegründeten Bergwerks-Gesellschaft ist französisches und deutsches Kapital theilhaftig. Damals hörte man auch von dem Plan, in Paris eine deutsch-französische Bank zu errichten; er wurde mit der Emission der russischen Anleihen in Zusammenhang gebracht; engere Fühlung, zunächst wenigstens auf diesem Gebiet, konnte beiden Gruppen wünschenswerth scheinen. Dieses Motiv erklärte denn auch, daß als deutsche Vertreterin des Bündnisplanes die Firma Mendelssohn & Co. genannt wurde. Jetzt vernimmt man nichts mehr von dem Projekt. Ist es aufgegeben oder nur in den kritischen Wochen des Marokkohaders auf günstigere Zeit vertagt worden? Als Symptom besserer Nachbarstimmung war es jedenfalls der Beachtung werth.;

Wenn Frankreich auf dem internationalen Geldmarkt wieder zu einer Führerrolle käme, so hätte es die betrauernten fünf Milliarden nicht pro nihilo an Deutschland gezahlt. Die Wahl der Wege, auf denen der Riesenbetrag damals ans Ziel befördert wurde, hat auf die Gestaltung des internationalen Geld- und Zahlungsverkehrs ja eine bis heute zu spürende Wirkung geübt. Ludwig Bamberger war der Erste, der die wirtschaftliche Bedeutung der Auszahlungsmodalitäten erkannte; und Léon Say, der berühmte französische Nationalökonom, hat in seinem „über die Zahlung der Kriegsschuld“ und die von ihr verursachten Bewegungen auf dem Geld- und Werthpapiermarkt“ an die Rationalversammlung erstatteten Bericht gezeigt, wie das Geld von Frankreich beschafft wurde und welchen Weg es von da nach Deutschland nahm. 4 $\frac{1}{2}$ Milliarden wurden in Wechseln beglichen, deren Schicksale heute noch Geheimniß der Reichshauptkassenbücher sind; denn der zweite Teil der Geschichte der französischen Kriegsschuld, der (nach Bamberger) von der „Nachhand“ zu handeln hätte, ist noch nicht geschrieben. Die Thatsache, daß eine so gewaltige Summe in Wechseln umlief, muß die Ausgestaltung des Wechselverkehrs als internationales Zahlungsmittel unbedingt gefördert haben. Paris ist, wider Willen freilich, zur Erzieherin der kapitalistischen Welt geworden und kann sagen, daß es die neue Phase seiner Entwicklung mit schwerem Opfer selbst ermöglicht hat. An das nicht gar zu frühe Ende wird man der frühliche Anfang geknüpft.

Seit Mélines Börsegesetz, das, ungefähr wie unsere höchst berühmte „Börse-reform“, Terminhandel und internationale Arbitrage einschränken wollte, in Kraft ist, hat die pariser Börse an Bedeutung verloren. Auch in Deutschland weiß man, wie wichtig an der Seine der Unterschied zwischen Parquet und Coulisse ist. Im Parquet herrscht der Vereidete Makler, der Handel in offiziell notirten Papieren. Die Coulisse ist ein freier Markt, der in gewissem Sinn zwar unter dem Schutze der agents de change steht, auf dem die Notiz aber nicht von ihnen gemacht wird, also auch nicht den Werth amtlicher Feststellung hat. Der größte Theil des Effektenhandels spielt sich in der Coulisse ab (die Vermittler heißen hier coulissiers), deren Beseitigung deshalb der ganzen Börse ein wesentlich verändertes Gesicht geben würde. Auswüchse, die zu Konflikten zwischen agents de change und coulissiers geführt und zu gesetzlichen Eingriffen gereizt haben, sind vorhanden und weit hin sichtbar; fehlen sie irgendwo? Die

agents sind den freien Vermittlern gegenüber in der Winderzahl; das Verhältniß ist ungefähr 1 : 4. Dafür kostet aber eine charge d'agent, das Geschäft eines Vereideten Maklers, das in Frankreich, wie das Notariat, gekauft wird, etwa 3 Millionen Francs. Das kann ein Einzelner selten erschwingen; und so wird zum Erwerb einer Maklerfirma oft ein Personalbündniß geschlossen. Die pariser Börse ähnelt in ihrer Organisation der londoner Stock Exchange mit ihren brokers und jobbers; nur läßt in Paris die Syndikatskammer der Vereideten Makler manche Gebräuche fortbestehen, die dem Geschäft hinderlich sind und in London von dem praktischen Rechenmeisterinn der Hauptbetheiligten nicht gebuldet würden.

Paris hat viele schwere Krisen durchgemacht, ist aber nie im Lebensnerv getroffen worden. In den vierziger Jahre; des neunzehnten Jahrhunderts ging eine halbe Milliarde durch Spekulationen in England verloren; dann kam der Spartakuskrach; 1857 ein Verlust von 3 Milliarden durch eine amerikanische Krisis; 1882 der Bontouxkrach (Union Générale in Paris); 1889 der Kupferkrach; 1890 das Eingreifen der Bank von Frankreich zu Gunsten der Bank von England; 1895 der Niedergang der südafrikanischen Minen und der Türkenwerthe; 1901 der Krach der Elektrischen Bahnen und Betriebe und der russischen Industriepapiere; 1905 der Zuckerkrah (Zaluzot und Cronier). Diese Kasuistik macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie zeigt nur, welchen Umfang die pariser Katastrophen annehmen konnten, ohne die Hauptstadt und das Reich dauernd zu lähmen. Eine so starke Großmacht kann, da sie sich nun mit gesammelter Kraft wieder den internationalen Geschäften zuwendet, die Welt eines Tages noch durch ihre Leistungsfähigkeit überraschen. London.

Und doch war beim Eintritt ins zweite Semester die pariser Stimmung so blau wie schon lange nicht mehr. Russenschmerzen? Möglich; verändert hatte sich in Rußland aber nichts, ein Grund zu neuem Unbehagen war da also nicht gegeben. Wagenüberladung? Außer der russischen Milliarden- und der amerikanischen Millionenanleihe sind Theile einer schwedischen Anleihe zu verdauen. Franzosen borgen dem Staat Amazonas 84 Millionen Francs. Franzosen finanziren die Ostschbergbahn, die ungefähr 90 Millionen Francs kosten soll. Franzosen werden große Posten der endlich konvertirten italienischen Rente zu übernehmen haben. Franzosen haben der Stadt, deren Bürgern Goethe „ein Hiesiger“ ist, aus der Anleihenoth geholfen. Da wäre eine Wagenverfimmung leicht zu erklären. Denkbar aber auch, daß die Wuth über den Einkommensteuerplan des Finanzministers Poincaré einen Ausbruch suchte und fand. Die Haute Banque, hieß es, habe, um die Regierung zu ärgern, den Kurs der dreiprozentigen Rente sinken lassen. Warum muß es denn wieder die Haute Banque gewesen sein? Gerade die Kleinen und Kleinsten können ein Interesse daran haben, ihr Einkommen und Vermögen der staatlichen Kontrolle zu entziehen, und deshalb heimliche Rente verkaufen. Mit dem Ertrag kann man fremde Papiere kaufen und sie im Nothfall sogar im Auslande deponiren. Der Widerwille gegen die Einkommensteuer ist in Frankreich noch viel stärker, als man von Weitem zu ahnen vermochte. Und nun: Schwäche und Wirrniß auf dem Amerikanermarkt, die chronische Russenkrisis, Unruhe und Niedertrübe im londoner Kaffenkreis, in Paris selbst eine Fülle neuer, lohnender Emissionen (Amazonas giebt 5, Pennsylvania und Italien 3½, Frankfurt immerhin noch 3½ Prozent): da ist's eigentlich kein Wunder, daß die von Poincaré Bedrohten retten, was irgend zu retten ist, und, vor Beginn des großen Erobererzuges, die armsüßige dreiprozentige Rente so herunterdrücken, wie wirs sonst nur

in Deutschland gewöhnt sind. Unsere Börsempresse hat das Pennsylvaniagegeschäft höhnisch der letzten pariser Ruffenemission verglichen. Nicht ohne Grund. Beide Papierkäufen wurden von den selben Instituten auf den Markt gebracht: von der Banque de Paris, dem Crédit Lyonnais, der Société Générale und dem Comptoir d'Escompte. Die Russen mußten 5 Prozent Zinsen zahlen, ihre Anleihe kam zu 88 heraus, stieg selbst in den kurzen Tagen des Laumels nicht über den Kurs von 92½ und hält sich nun mühsam auf dem ersten Stand. Den Amerikanern wurden nur 3¼ Prozent abverlangt und die erste Notiz ihrer Anleihe erreichte die Parigrenze. Amerika, Du hast es besser, mußte, wie Goethe vor just achtzig Jahren, jetzt Herr Kotowzew sein. (Der übrigens weder so irrsinnig war, im Juni schon wieder eine neue Anleihe zu fordern, noch auch nur so unklug, die Franzosen zu beschleunigter Ratenzahlung drängen zu wollen. Daß er in Paris verhandeln ließ, ist richtig; doch nur über die Frage, ob die großen Summen, die dort für russische Rechnung liegen, wirklich bis zur letzten Ratenzahlung zinslos bleiben sollen.) Liegt uns ein anderer Vergleich aber nicht näher? Herr Luigi Luzzatti hat das Ziel seiner Wünsche erreicht, den Tag nationalen Triumphes erlebt. Ihn, der Schatzminister war, dem Italiens Uebergang zu schutzollnerischer Tarifpolitik zugeschrieben wurde und der jetzt Professor des Staatsrechtes und Abgeordneter ohne politischen Titel ist, muß man fortan zu den großen Finanztalenten rechnen, die Israel den Wirthsvölkern gab. Sein ganz persönliches Verdienst ist, daß die Italiener den Zinsfuß ihrer Staatsrente von 4 auf 3¼ und in fünf Jahren auf 3½ erniedrigen können. Das ist keine Kleinigkeit. Als vor zwölf Jahren der Zins der italienischen Rente herabgesetzt wurde, wars eine der berücksichtigten Couponkürzungen, die dem Staatsbankerott voranzugehen pflegen. Dem schien das Land wirklich nah. Italien hatte in Afrika schlimme Verluste erlitten und nach dem Willen des braven Crispi mußten die Staatsgläubiger einen beträchtlichen Theil der Rente zahlen. Und in der kurzen Zeit, die seitdem verstrichen ist, hat das Land sich so erholt, daß es, unter allgemeinem Beifall, nun sagen kann: Unsere Finanzen sind heute so gut, daß wir Thoren wären, wenn wir unsere Anleihen höher als mit 3½ Prozent verzinsen. Wie ward diese Wandlung möglich? Durch Sparsamkeit, redliche Wirthschaft und kluge Entwicklung aller für die Industrie nutzbar zu machenden Kräfte. Der Fremdenstrom schwemmt dem Königreich der Savoyer noch immer Schätze ins prangende Haus. Auch die Volksgenossen, die als mittellose Auswanderer übers Meer zogen, schicken alljährlich Beträge heim, die auf vier-, fünfhundert Millionen Lire geschätzt werden. Die vorhandenen Wasserkräfte sind endlich ausgenutzt und auf manchem Gebiete die Vorbedingungen für das Gedeihen einer Großindustrie geschaffen worden. Neue Schulden durften nicht gemacht werden. Man konnte den Haushalt in Ordnung bringen, das Najo beseitigen, allmählich auch wieder in Gold zahlen. Und da das wachsende Nationalvermögen daheim nicht viele gute Anlagemöglichkeiten fand, wurde es meist zum Rückkauf von Staatsrente benutzt. In einem Umfang und Tempo, wie mans kaum je erlebt hatte. Jetzt kann Italien konvertiren. Auf eigene Gefahr; ohne einem Finanzkonsortium gegen Entgelt das Risiko zu übertragen. Der größte Theil der Rente liegt eben schon in der Heimath. Wer sein Kapital zurückhaben will, muß binnen vier Tagen seine Forderung anmelden. (Preußen mußte bei seiner Konsolskonversion die Frist zur Erklärung auf drei Wochen erstrecken.) Das ist ein Aufschwung, der zu denken giebt. Schon vor drei Jahren konnte Italien die Zinspflicht einer fast anderthalb Milliarden Lire betragenden Anleihe von 4½ auf 3½ Prozent herabsetzen. Jetzt sind acht Milliarden Lire. Die neue Konversion erspart dem Land für die nächsten fünf Jahre je zwanzig, von 1912 an je

vierzig Millionen. Kein Wunder, daß Luigi Luzzatti jetzt, trotz den Antisemiten, in Italien der populärste Mann ist. Ueber ein Kleines, hat er neulich in der Kammer gesagt, werden wir daran denken können, die dem Volk aufgebürdete Steuerlast zu verringern. Und wir? Erhöhung des Posttarifes im Ortsverkehr; Cigaretten-, Fahrkarten-, Lantiensteuer; und so weiter. Die $3\frac{1}{2}$ prozentige italienische Rente hat einen Kurs von 104, steht also 5 Prozent höher als die eben so hoch verzinsten Anleihen des Deutschen Reiches und Preußens. Und doch ist Deutschland das industriell stärkste Reich der Erde und in Preußen ist der Jahresertrag der Eisenbahnen und der Domänen größer als die für den Staatszinsendienst nötige Summe. L'Italia farà da sé: ist die Stunde gekommen, die das stolze Wort der Pareto und Balbo in sichtbare Wirklichkeit wandelt? Die Italiener haben Grund zur Freude. Bierzig Jahre nach Custozza und Lissa können sie ihre Staatsschuld niedriger verzinsen als Oesterreich, das noch immer hochmüthig auf sie herabsah, seine Rente. Steht ihre Anleihe höher im Kurs als, bei gleicher Verzinsung, Preußenkonjols und Reichsanleihe. Auch Luzzatti aber, dessen Lebensarbeit mindestens ein Jahrzehnt lang fast ausschließlich dieser Aufgabe gegolten hat, hätte das Ziel nicht erreicht, wenn ihm nicht von einer weitsichtigen Politik Hilfe gekommen wäre. Ohne die Verständigung mit Frankreich, ohne den Eintritt in den Concerne der Westmächte war die Erholung, die Kraftsteigerung der Wirtschaft, war die neue Konvertirung nicht möglich. Auch deshalb hat sie wie eine Sommerfensation gewirkt. So gute Geschäfte, hieß es, machen die Leute, die mit England und Frankreich gut stehen. Und bei uns gab es Thoren, die Italien schalteten, weil es in Algerias nicht für uns ins Feuer ging. Wir müssen froh sein, wenn die Oesterreicher nicht zu fragen anfangen, ob sie nicht besser thäten, nach italienischem Muster ganz offen von Deutschlands Seite zu weichen. Italiens $3\frac{1}{2}$ prozentige Rente: 104. Oesterreichs vierprozentige: 100. Dreiprozentige Reichsanleihe: 88 $\frac{1}{2}$. Der Kurs der Staatsrenten zeigt schließlich ja doch, wie die Reiche politisch eingeschätzt werden. . . Und Paris ist klau? Die Gründe sind schon aufgezählt worden; darunter war auch der eine, der uns trösten kann: der Franzose hofft, sein Geld in der Industrie besser zu verzinsen, und verkauft leichten Herzens die schlecht rentirende Staatsanleihe.



Briefe.

Gegen den Artikel, den Herr Dr. Robert Hessen hier am neunten Juni über Reinlichkeit und Sittlichkeit veröffentlicht hat, richtet sich die folgende Darstellung:

Reinlichkeit und Sittlichkeit bebingen einander. Wie die eine die Reinheit des Körpers, so bedeutet die andere die der Seele. Und (sonderbar genug!) doch giebt es Leute, die behaupten, daß diese beiden Dinge einander ausschließen, und die daher die Wahlfraße stellen: Reinlichkeit oder Sittlichkeit? So geschah es vor ein paar Wochen in der „Zukunft“. Mit erfreulicher Deutlichkeit und mit so viel Geist und Logik, wie man sie nur immer der besten Sache wünschen möchte, verfocht dort ein in Süddeutschland lebender Arzt den Satz: „Zum Teufel mit der Sittlichkeit; es lebe die Reinlichkeit!“ Und macht im Verfolg dieser These der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ den Vorwurf, daß sie sich um die schon in ihrem Namen angedeutete Aufgabe nicht kümmern und sich von der sogenannten Sittlichkeitbewegung ins Schlepptau

nehmen lasse. Der Begründung dieses Vorwurfes ist der breiteste Raum zugewiesen. Ein so breiter Raum, daß daneben der beherzigenswerthere Theil des Artikels, die Auseinandersetzung über den prophylaktischen Werth der Reinlichkeit, fast etwas zu kurz kommt und gar die positiven Reformvorschläge nicht über Das hinauskommen, was, zum Beispiel, Dr. Blaschko während der verlasterten münchener Tagung gesagt hat. Nur ganz natürlich ist das Verlangen, daß eine Gesellschaft, die sich die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zum Ziel gesetzt hat, ohne Abschweifung nach rechts oder links, ins Moralische oder Unmoralische, stracks auf ihr Ziel losgehe. Wie können wir die Erwerbung solcher Krankheiten verhüten, wie ihr Ausdehnungsgebiet einschränken, wie die Erkrankten rasch und völlig heilen? Das sind die Fragen, die diese Gesellschaft beschäftigen müssen. Sicher ist also bedauerlich, wenn man immer wieder versucht, die Gesellschaft den Sittlichkeitsbestrebungen, wie immer sie heißen mögen, ein- und unterzuordnen. Und bedauerlich, daß manche Elemente innerhalb der Gesellschaft mit diesen Versuchen mehr, als in Ansehung der besonderen Aufgabe der Gesellschaft gut ist, sympathisiren. Aber ist denn die Prophylaxe, diese wichtigste aller Aufgaben der Gesellschaft, allein und ausschließlich durch arztlliche Maßregeln zu erreichen? Wählen wir ein Beispiel. Da war in Hamburg die Cholera, in München der Typhus. An beiden Orten bekämpfte man zunächst mit allen zu Gebot stehenden Mitteln die Epidemie. Dann aber, als man ihrer Herr geworden war, fing man an, nach den tiefer liegenden Ursachen dieser Uebel zu forschen. Man sanirte den Boden, die Wasserverhältnisse, man wandte seine Aufmerksamkeit der Lebensmittelversorgung, der Wohnungsfrage und ähnlichen Dingen zu. Genau das Selbe gilt auch für uns. Darf die Gesellschaft, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht, sich daran genügen lassen, die sich Prostituirenden und die Konsumenten der Prostitution zur Reinlichkeit zu ermahnen, und ihnen auch die Mittel und Möglichkeiten zu einer Reinlichkeit zu verschaffen, deren vorbeugende Wirksamkeit nach Ansicht der Sachverständigen nicht übermäßig groß und jedenfalls nicht unbeschränkt ist? Darf ihr genügen, daß sie einige fragwürdige Mittel gegen die Anstedung empfiehlt und vertreibt oder für die unentgeltliche Behandlung von Geschlechtskranken sorgt und ab und zu ein Merkblatt herausgibt? Drängen sich ihr nicht noch andere Pflichten auf? Da ist der Kampf gegen den Alkoholismus. Da der Kampf gegen die gesetzlichen Ungehenerlichkeiten, die vor Anstedung schützen sollen, aber nur das leichter kontrollirbare Weib treffen, gegen all die Gesetzesvorschriften, die aus den Opfern der Gesellschaft ein Freiwild machen, das Grausamkeit und Willkür von Schlupfloch zu Schlupfloch hegen kann, bis es irgendwo zusammenbricht. Das ganze umfangreiche Gebiet der Wohnungsfrage thut sich vor uns auf und eben so die wirtschaftlichen Quellen gründe der Prostitution und damit der Geschlechtskrankheiten. Und endlich: kann sich die Gesellschaft, und zwar nicht zuletzt im Interesse größerer Sauberkeit des Leibes und der Seele, der Pflicht entziehen, den Kampf gegen die Moralheuchelei aufzunehmen, die erst den Menschen zu Boden schmettert, um ihn dann zu „retten“? Noch ist die Prostitution unentbehrlich. Ist es da nicht verdienstlich und nothwendig, dem leichtsinnigen Gefindel die Maske abzureißen und zu zeigen, wie verlogen und wie verderblich es ist, die beiden Kontrahenten dieses Paktes in den leiblichen und seelischen Schmutz der Verheimlichung zu zwingen? Schließlich das Wichtigste. Darf die Gesellschaft auf den Versuch verzichten, die Jugend aufzuklären, sie zu Selbstsucht und Selbstverantwortlichkeit, zu Selbstachtung und Ehrgefühl zu erziehen? Sagt nicht unser verehrlicher Gegner selbst: „Macht unsere Jungen ehrgeizig auf körperliche Auszeichnung, so miachten sie vorzeitige Lockungen“? So lehrt der kluglichste Blid, daß animalische Reinheit und Rein-

lichkeit nicht ausreicht, und so ergibt sich von selbst, daß es auch für eine Gesellschaft, die die Geschlechtskrankheiten bekämpfen will, niemals heißen kann: Reinlichkeit oder Sittlichkeit? Daß ihre Lösung vielmehr lauten muß: Reinlichkeit und Sittlichkeit!

Nun noch ein persönliches Wort, zu dem ich mich genöthigt sehe, weil ich die Einzige bin, die der Herr Verfasser mit einem persönlichen Angriff beehrt, so daß man unwillkürlich dazu kommen muß, in mir die typische Repräsentantin der angegriffenen Richtung zu sehen. Meine heutigen Worte mögen auch Den, der meine früheren Aeußerungen nicht kennt, überzeugen haben, daß ich auf anderem Standpunkt stehe. War ich doch unter denen, die hier hervorgetreten sind, die erste Frau, die sich zu der völlig amoraltischen Auffassung reiner Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit bekannt hat. Allerdings unter dem stillschweigenden Vorbehalt des alten Bischof, daß das Moralische sich von selbst verstehe.
Frankfurt a. M. Henriette Fürth.

Hierauf zur Antwort: Das ist ja schön, daß in der Gesellschaft zur Bekämpfung geschlechtlicher Leiden wieder von Reinlichkeit geredet werden soll, nicht nur von der Moralinsense. Bei der beabsichtigten Filialgründung, von der ich mit eigenen Ohren hörte, wurde, unter großem Beifall der Mehrheit, eine Debatte über Waschungen u. s. w. abgehalten, um so mehr aber von der Enthaltbarkeit geredet.

Pforzheim.

Dr. Robert Hessen.

Ueber Hessens Artikel schrieb mir noch Herr Pastor Wiehle aus Bernburg:

„Anzuerkennen ist der Satz: Unbestreitbar bleibt die Ehe staatlich und rassenpolitisch das Empfehlenswertheste.“ Auch stimme ich Herrn Dr. Hessen da unbedingt zu, wo er sagt, daß unter den augenblicklichen Verhältnissen einem hohen Prozentjah unserer lebigen jungen Leute beiderlei Geschlechtes eine Eheschließung zur Unmöglichkeit wird. Wie diesem Uebelstand aber abzuhelfen ist, dafür fehlt dem Herrn Verfasser, wie mir scheint, das rechte Verständniß. Er will der Coehonnenrie und der Verseuchung unseres Volkes durch äußerliche Keulichkeitsehe steuern und ruft nach der Polizei (denn sie müßte doch dafür sorgen, daß das Gesetz nicht übertreten wird), nach der Polizei, die er doch bitter haßt und die sich nach seinen eigenen Worten in Intimitäten des Privatlebens nicht einmischen soll. Empfehlungen der Keulichkeit, Mahnungen zum Gebrauch des Wassers und der Seife sind sehr gut; aber auch hier bewähret sich das Wort Friedrichs des Großen: „Da kennt er die Masse schlecht!“ Auch von gewissen Sitten der Japanen, die jetzt als exemplar et intuendum et imitandum in der deutschen Presse gerühmt werden, dürfen wir uns nicht viel versprechen. Und daß man die Tempel der Venus Amathusia nicht mehr bekämpft, dafür danke ich Gott. Rein: alle äußerlichen Palliativmittel und erotischen Bundesgenossen helfen unserem Volk nicht. Wenn die Ehe das Beste und Heilsamste für eine gesunde Nation ist, so muß die Nation selbst für die Erleichterung der Eheschließungen sorgen. Deutschland hat dazu den Anfang durch seine Kolonien gemacht. Weshalb hoden denn die jungen Männer, die in den Kolonien reichlich Brot und Auskommen für eine Familie finden könnten, hier in den Städten, besonders den Großstädten bei mäßigem oder gar langsamem Verdienst herum? In Afrika beschwert sich Niemand über ‚sitzenbe Lebensweise‘ und nach meinen Informationen ist dort wirklich ‚Etwas zu machen‘. Draußen wird stets auch über Mangel an weißen Frauen geklagt. Also hinaus mit Euch liebebedürftigen jungen Mädchen in die Kolonien! Raum für Alle hat die Erde. Kann sich der ‚gebildete‘ Deutsche aber entschließen, Berlin oder München zu verlassen? Da draußen ist das Bier knapp und das Kannegießern hört auf. So lange die deutsche Jugend noch an den großen Pöfelässern, Großstädte genannt, hängt und sich von ihnen nicht trennen kann, dürfen wir

uns nicht wundern, daß die Heringe thranig werden. Je mehr Abfluß der *flor juven-tatis* in die Kolonien, desto mehr Gelegenheit, einen eigenen Heerd, eine eigene Familie zu gründen, hier und dort. Das ist die beste Reinigung unseres Volkes, ist die Sittlichkeit, die wir ihm wünschen müssen. Dies schrieb freilich auch ein Pastor."

Herr Dr. Franz Servaes schreibt mir aus Wien:

„Verehrter Herr Harden, der Ton gekünstelter Despektirlichkeit, durch den Herrmann Bahr in Erwiderung auf meine Marxys-Kritik seine Person ins helle Licht zu setzen, die meinige aber herabzudrücken versucht, zwingt mich leider zu einer Entgegnung. Ich bin gewiß kein beliebiger kleiner Skribent, den es gelüftet, den Lorberkranz des großen Hermann Bahr zu zerzausen. Sondern mit sachlichen Argumenten trat ich als Ebenbürtiger dem Kollegen respektvoll entgegen. Ob meine Geisteskräfte nicht ausgereicht haben, den Inhalt des Marxys-Dialog zu verstehen, entzieht sich naturgemäß meiner Beurtheilung. Zwar glaube ich, gerade als Verfeher geistiger Individualitäten einen gewissen Ruf zu genießen: aber Hermann Bahr ist dann eben zu groß für mich. Wohl aber habe ich ein Recht und sogar die Pflicht, meine kritische Methode zu verteidigen, die Bahr in geradezu ehrenrühriger Weise herabsetzt. Er beanstandet, daß ich Worte seines Dialoges citire und sie als den Ausdruck seiner persönlichen Meinung bekämpfe. Abgesehen davon, daß diese Worte vom ‚Meister‘ und vom ‚Künstler‘, den führenden Persönlichkeiten des Dialoges, gesprochen werden, bleibt doch gar keine andere Auseinandersetzungsmöglichkeit übrig als die, daß man für die markantesten Aussprüche der in Dialogform gefaßten Abhandlung den Autor haftbar macht. Bahr sucht sich dieser Haftbarkeit dadurch zu entziehen, daß er sich hinter die Objektivität der dialogisirenden Personen flüchtet. Wenn diese Personen aber nicht die Meinung des Autors zum Ausdruck zu bringen haben, was haben sie dann zu thun? Ein aesthetischer Essay ist doch kein das Leben schilderndes Drama. Und was dem Beherrscher der Szene eigenthümlich ist, hinter den von ihm geschaffenen Figuren in eigener Person zu verschwinden, davon läßt der Essayist gerade das Gegentheil. Doch wenn Hermann Bahr mit seinem Essay nichts gesagt haben will, dann ist eine Polemik überflüssig. Dann habe ich ihn ganz einfach überschlügt.“

Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Semler schreibt:

„Im vorletzten Juniheft der ‚Zukunft‘ bemängelt ein kritischer Briefsteller, daß in meinen Tagebuchblättern aus Logo und Kamerun die Bilder nicht (wie übrigens nur der Umschlag sagt) ‚Originalaufnahmen des Verfassers‘ seien. Die Thatsache ist leider richtig. Ich habe den Umschlag, den der Verleger mir zugeschickt hatte, nicht rechtzeitig genügend beachtet. Ich hatte dem Verleger, mit vielen Originalaufnahmen, auch andere mir auf der Reise gegebene Photographien übersandt, die (wie, zum Beispiel, die kleinen Gruppenbilder, auf denen ich mit den anderen Abgeordneten photographirt bin) nicht von mir aufgenommen waren. Der Verleger hat das ihm passend Scheinende ausgewählt, sich aber auch bereits an der Stelle entschuldigt, wo er fremde Rechte verletzt hatte.“

Freiherr von Oppeln-Bronikowski bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen:

„Vor kurzem hat sich in Paris ein Komitee gebildet, um dem großen Kosmopoliten Henri Besse, gebürtig aus Grenoble, der sich nach Windelmanns Vaterstadt De Sten-dhal nannte und sich auf seinem Grabstein als Sohn seines angebeteten Mailand bezeichnete, ein Denkmal zu setzen, das Meister Auguste Robin zu schaffen übernommen hat. Beiträge zu diesem Denkmal sind zu senden an den Treßorier des Denkmalkomitees, Adolphe Paupe, Paris, 50 Rue des Abbesses. Aus dem Ueberfluß, den man zu erlangen hofft, soll dem lange Verlangten noch ein zweites, ein literarisches Denkmal gesetzt werden:

eine Gesamtausgabe seiner reichen Korrespondenz, die bisher in Büchern und Zeitschriften verstreut oder noch gar nicht veröffentlicht war. Diese Ausgabe wird von Adolphe Paupe besorgt, der sich schon durch eine *Histoire des Oeuvres de Stendhal* eingeführt hat. Sie wird ungefähr fünfhundert Briefe umfassen; die Correspondance inédite von 1855, die schon lange nur noch auf dem Antiquariatsmarkt zu sehr hohem Preis aufzutreiben war, giebt nur halb so viel Briefe und giebt sie in vielfach verstämmelter Form. Der Verleger dieser Correspondance inédite, Calman Lévy, hat bisher nicht für nöthig gehalten, sie neu aufzulegen; jetzt aber, wo er von der Gesamtausgabe Wind bekommen hat, plant er einen Neudruck. Vor dieser Konkurrenz sei jeder Stendhalverehrer gewarnt. Lohmend ist nur die Anschaffung der Gesamtausgabe. Hoffentlich sind unter Stendhals Freunden auch diesseits des Rheines viele bereit, zum Denkmal des Wiedererstandenen beizutragen, der von sich gesagt hat: „Ich werde erst um 1900 gelesen werden“. Für Deutschland ist er von Niehsche entdeckt worden, der in ihm einen „unerschöpfbaren“ Vorkauser sah, und seit einigen Jahren sucht meine bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende deutsche Ausgabe zu besserer Kenntniß der Schöpfungen Beyles beizutragen“.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„Vor einiger Zeit brachten die Zeitungen ein Artikelchen der Hamburger Nerzte-Korrespondenz, worin es heißt: Wann endlich macht sich die deutsche Nerztekschaft frei von jener nach Roder riechenden Wahnidee, daß wir Nerzte berufen seien, das Volk vor Krankheit, Elend, Armuth und Siechthum zu schützen? Was geht es uns Nerzte an, wenn Mütter nicht mehr stillen, Säuglinge vernachlässigt werden, junge Männer und Mädchen sich durch Alkohol und Geschlechtserzeffe ruiniren, Erwachsene durch Schlemmen allzu früh Arteriosklerose bekommen? Wirft sich nicht mit zwingender Gewalt die Frage auf, ob dem Praktischen Arzt mit der immer weiter schreitenden Aufklärung des Publikums gebient ist? Diese Frage ist gar keine Frage. Nur ein Narr könnte sie aufwerfen, denn auf der Hand liegt doch, daß sich der Praktische Nerzt desto besser stellt, je dümmer, je unwissender und je lasterhafter das Volk ist. Schön klingt's ja nicht, wenn einer der Interessenten Das so gerade heraus sagt, aber die Entrüstung der Zeitungen über diesen Cynismus, diese inhumane Gesinnung' ist lächerlich. So lange die Nerzte nicht als Gesundheiträthe, sonder n als Heilkünstler angestellt und bezahlt werden, so lange wäre es Selbstmord für den Nerzt, wenn er anders dächte als der Herr in dem genannten Fachblatt. Den Nerzten in ihrer heutigen Lage die Förderung der Volksgeundheit zur Pflicht machen: Das ist noch dümmer als der Versuch, die Gastwirthe zum Eintritt in den Bund der Antialkoholiker einzuladen; der Gastwirth könnte immerhin ja an den Speisen, am Kaffee, am Selterswasser noch Etwas verdienen, wenn Bier und Schnaps aus der Mode kämen.“

Deutsche Wirthschaft.

Vor sechs Jahren las man auf jeder Seite der Zeitungen, der Wirthschaftsreferate und Geschäftsberichte das Wort „Hochkonjunktur“. Dann kam der Zusammenbruch des Jahres 1901 und eine kurze Reihe erschöpfter, ärmlicher Jahre. Die Handelsverträge stiegen drohend auf. Heute ist die Beschäftigung der Industrie stärker als 1901, also stärker als je zuvor, die Erträgnisse der Unternehmungen sind größer, die Bewerthungen höher. Aber das Wort „Hochkonjunktur“ hört man nicht mehr.

Man betrachtet diese Konjunktur mit bösem Gewissen. Man weiß nicht, warum sie da ist. Man zweifelt, ob sie bleibt. Man zweifelt, ob sie überhaupt besteht.

Als im Jahre 1901 die Industrie kein Geld mehr bekam, als sie wollte, daß es nun aus sei mit der Finanzierung und dem Bau von Kleinbahnen, von Elektrizitätswerken, von Elektrischen Straßenbahnen und manchen anderen Unternehmungen, mußte sie ernsthaft überlegen, wie sie weiter existieren könne.

Das Erste waren Ersparnisse. Die Geschäftskosten waren zu hoch, die Konkurrenzarbeit kostete zu viel. So kamen die Zusammenschlüsse. Die Verkaufspreise mußten reguliert werden; und so kamen Syndikate. Dann ging man, etwas zögernd und zweifelnd, an die Verbilligung des Produktionsprozesses.

War hier überhaupt Etwas zu holen? Man wußte, daß die deutsche Industrie technisch die erste der Welt ist: konnte sie noch besser werden? Zwar riethen die Ingenieure, vor Allem den kleineren Werken, schon lange zu ökonomischeren Kraftanlagen, besseren Kraftübertragungen, neueren Arbeitmaschinen; und rechneten Erträge aus. Aber stand Das nicht nur auf dem Papier? Die großen Werke planten Elektrifizierung und Modernisierung der Anlagen. Aber war das Geld nicht besser zu Erweiterungen zu verwenden?

Erweiterungen hatten fürs Erste keinen Sinn mehr; und man begann mit Reformen.

Jetzt wissen wir, was diese Reformen bedeuten. Auf Millionen belaufen sich die Ersparnisse, die bei den Kohlenwerken durch elektrische Wasserhaltungen und Streckenförderungen gemacht werden. Kaum abzuschätzen sind die Vortheile, die der Industrie aus verbilligter Betriebskraft bei centraler Erzeugung erwachsen. Niemals ist in Deutschland Geld besser angelegt worden.

Der kleinste Theil der Arbeit ist erst geleistet. Es ist unglaublich, mit wie primitiven Kraftanlagen, zum Beispiel, ein großer Theil der deutschen Privatindustrie noch arbeitet. Man findet zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden Niederdruck-Dampfkesel und Zylinder-Dampfmaschinen, vielfach ohne Kondensation, die fünfmal mehr Kohlen verbrauchen, als nöthig ist. In unserer nächsten Nähe kann man sehen, wie aus Kuppelöfen von 1848 Eisen gegossen und mit Werkzeugmaschinen von 1873 verarbeitet wird. Es ist anzunehmen, daß die Hälfte unserer Fabriken ihre Kohlenrechnung um die Hälfte reduzieren könnte, wenn sie einen Ingenieur fragte und neue Maschinen aufstellte. Und solche Kohlenrechnung beträgt mehrere, manchmal viele Zehntausende.

Wenn man in späterer Zeit für die heutige Wirtschaftsperiode einen Namen sucht, so wird man sie die Ära der technischen Reformen nennen.

Durch diese Reformen beschäftigen die Industrien einander heute wechselseitig. Aber sie zahlen nicht, wie bei Erweiterungen aufs Gerathewohl, mit Zukunftschancen, sondern mit baren Ersparnissen. Ist auch unser Export in

letzter Zeit nicht wesentlich gestiegen, weil wir die Waaren im Inland nöthig haben und nur so viel austauschen, wie wir zur Bezahlung der Rohmaterialien brauchen, so ist doch die Exportfähigkeit beträchtlich gehoben.

Vor Allem aber ist zu beachten, daß die Erzeugungspreise gefallen, die Lohnsätze in der selben Zeit enorm gestiegen sind. Im Rheinland verdient ein ungelernter Arbeiter drei Mark fünfzig, wenn er vor fünf Jahren zwei Mark achtzig hatte; in Berlin kommt ein guter Metallarbeiter auf sechs, bis sieben Mark. Das Erfreuliche ist also eingetreten: daß die Erhöhung der Löhne kompensirt und daß in der selben Zeit der große Arbeiterteil der Bevölkerung um ein Erhebliches konsumfähiger wurde.

Eine Hochkonjunktur besteht thatsächlich; auch sind die wirtschaftlichen Voraussetzungen dafür gegeben, daß sie daure. Wenn man sich ihrer nicht bewusst ist, so mag es daran liegen, daß man die Ursachen bisher nicht klar erkannte. Wenn man aber trotz aller Sonnenpracht dem Wetter mißtraut, wenn die Unternehmer bekümmert, die Börsen mißmuthig sind und das Publikum apathisch zusieht, so ist der Grund von Alledem, daß im Wirtschaftsleben ein Gespenst spukt, das unsere Generation bisher nicht kannte, obwohl es die Väter oft erschreckt hat: die Politik.

Der vor anderthalb Jahrzehnten noch nicht zu ahnende Verfall der Reichspolitik ist hier immer wieder gezeigt worden. Auf diesem Blatt sollte nur von der Wirtschaft die Rede sein. Aber was die Isolation Deutschlands für die ökonomische Epoche bedeutet, muß auch an dieser Stelle gesagt werden.

Erstens. Jeder industrielle Aufschwung braucht Geld. Unsere Mittel sind noch weit entfernt von Erschöpfung; aber der Augenblick kann kommen. In solchen Zeiten lockt der hohe Zinsfuß die Kapitalien des Auslandes. Diesmal werden sie ausbleiben; und die verringerte Elastizität des Geldmarktes spüren wir schon jetzt und werden sie weiter spüren.

Zweitens. Im europäischen Staatenverein mögen die Duelle abgeschafft sein; die Beleidigungen und Entzweiungen sind es nicht. Deutschland hat heute breite Berührungsfächen auf beiden Halbkugeln; und wir wissen aus unserer Schulzeit, daß, wenn Einer mit einem einladenden Gesicht herumläuft, er bald eine abkriegt, zumal wenn man weiß: er steckt sie ein. Wir wissen, daß wir heute ein gut Theil einstecken müssen, und deshalb können wir auch wissen, daß wir über Kurz oder Lang Etwas abkriegen. Wann? Von wem? Wo? Das ist einstweilen gleichgiltig. Wenn es so weit ist, weiß man.

Das sind zwei ernste Erwägungen, die das öffentliche Bewußtsein in seiner dumpfen Weise, aber mit gesundem Instinkt anstellt. Sie kosten uns ein gutes Stück Nationalvermögen; und wer sie nicht im Gehirn spürt, Der spürt sie in der Tasche. Die Rechnungen können dem Leiter unserer auswärtigen Geschäfte präsentiert werden, dessen Erfolge wirklich . . . vereinzelt dastehen.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Constructions.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässigsten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseest. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2633 u. 2623

Die Direktion.



Secession Kurfürsten-
damm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1,- Mk., Sonntags 0,50 Mk.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von

BREMEN

nach

AMERIKA

New-York über Southampton-Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika-Brasilien-LaPlata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospecte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.



Busch

Prisma- Binocles.

Weltmarke

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis u. franko.
Rathenow Opt. Industrie-Anst., vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt zur

Herzkrankhe

BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.
Electrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.
 — Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Bremerhaven
 nach den

Nordsee- Bädern

Norderney · Juist
 Borkum · Langeoog · Helgoland
 Amrum · Wyk a. Fohr · Sylt · Larkölk a. Röm
 sowie von
 Bremen u. Wilhelmshaven.
 nach Wangerooge u. Spiekeroog
 Weitere Besuche erstellt

Fahrpläne u. direkte
 Fahrkarten auf allen
 größeren Eisenbahn-
 Stationen

Norddeutscher Lloyd

Bremen
 Europäische Fahrt

Soeben erschien:

VÖLKER EUROPAS...!

Der Krieg der Zukunft

VON * * *

664 Seiten Text Mit 4 Karten und einem neuen Flottenverzeichnis Preis 5 Mk.

Wichtig für Heer und Marine, die diplomatischen Korps, Konsulate, alle Politiker und Beamte, für die Vertreter der Industrie- und Handelswelt, Professoren, Geistliche, Lehrer, die reifere Jugend, kurzum für alle, denen das Wohl unseres Vaterlandes am Herzen liegt.

Am Vorabend grosser, vielleicht umwälzender politischer Ereignisse, als deren Vorspiel man die Vernichtung der Burenstaaten, den russisch-japanischen Krieg im fernen Osten und noch jüngst die Marokko-Konferenz in Algieras betrachten darf, ergreift ein in die Konstellation der Kulturstaaten ganz hervorragend Eingeweihter das Wort, um in meisterhafter Schilderung auf Grund langjähriger politischer und strategischer Studien ein gewaltiges und farbenreiches Bild des Krieges und seiner Folgen zu entwerfen.

Zu haben in jeder Buchhandlung

Berlin W. 57

Verlag von Rich. Bong

Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Berliner-Theater-Anzeigen

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Nückel**, Friedrichstr. 236.
Freitag, den 6., Sonnabend, den 7., Sonntag,
den 8. und Montag, den 9. Juli, Abds. 8 Uhr.

Unsere Käte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Cusditerei,
gedeckt, Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.
Täglich: **Doppel-Concert.**

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
cation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Witzand.

Arthur Schurig
Rétif de la Bretonne.
Aus dem Leben und den Büchern eines
Erotomanen.
Mit 4 Illust. M. 1.20.
Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21.

Patent Freiheit 28
Berlin
bureau **Arendt**

Komische Oper

Direction: **Hans Gregor.**
Freitag, den 6., Sonnabend, den 7., Sonntag
den 8. und Montag, den 9. Juli, Abds. 8 Uhr

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Abendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender.	Giampietro.
Josephl.	Steidl.
Massary.	Lilly Walter.

Numerierte Privatdrucke 1906.

Die Religion des Buddha

u. ihre Entstehg. v. **C. Fr. Kooppen.** 2 Bde.
2 Aufl. 1021 Seit. 20 M., Hftbde. 24 M.

Monumenta Nobilitatis

Bremisch-Verdischer Rittersaal

v. **Luq. Mulsard**, Folio. 573 Seit. m. 121 Wapp-
abblgd., etc. Bremen 1705. 50 M. Pgt. 55 M.

Geschichte der Königl. Deutschen Legion

v. **Beamish.** 2 Bde. 1285 Seiten mit Plänen u.
18 Taf. kolor. Militärtrachten etc. 1832—37.
30 M. 2 Hftbde. 34 M.

Prospekte u. Verzeichnisse gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W30, Habsburgerstr. 10.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Diners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.



Sanatorium Oberwald

bei **St. Gallen** Schweiz.

Naturheilstätte I. Ranges mit allem Komfort
nach **Dr. Lahmann**. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von Frauenkrankheiten.
2 Aerzte, 1 Arztin. Dir. **Otto Wagner.**

Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise und
Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow**. J. 55.

Nürnberg 1906



Bayerische Jubiläums-Ausstellung

Mai-

Okt.

STATUEN DEUTSCHER KULTUR

Vornehme Neuausgaben kleinerer Literaturschätze in zierlichen Bändchen, die auch als Begleiter für den Landaufenthalt willkommen sein werden.

Weihnachten 1905 sind erschienen:

- I. *Die Germania des Tacitus*. geb. M. 1.20
 II. *Der arme Heinrich v. Hartmann v. Aue*. geb. M. 1.60
 III. *Das Hohelied in 43 Minneliedern*. geb. M. 1.20
 VI. *Luthers Dichtungen*. geb. M. 1.80

Ostern 1906 wurden ausgegeben:

- V. *Vorgoethesche Lyriker*. geb. M. 1.80
 VI. *Hölderlins Dichtungen*. geb. M. 1.60
 VII. *Jean Pauls Träume*. geb. M. 1.20
 VIII. *Meier Helmbrecht von Werner dem Gärtner*. geb. M. 1.60

Für elegante, schmiegsame Ganzleiderbände erhöhen sich die Preise um durchschnittl. M. 1.50

Im Herbst 1906 erscheinen wiederum vier Bändchen.

„Es handelt sich hier um einen, man kann sagen: authentischen Ueberblick über die deutsche Kultur der vergangenen Jahrhunderte an der Hand ihrer bedeutendsten Dokumente und ihrer hervorragendsten Persönlichkeiten.“

(Münchener Neueste Nachrichten)

„Hier werden uns endlich die wertvollen Dokumente vergangener Zeit nicht philologisch rekonstruiert, sondern wahrhaft lebendig gemacht.“ (Leipziger Tageblatt)

„Besonderes Lob verdient die einfach vornehme Ausstattung, die sinnlich ästhetischen Genuss bereitet.“

(Illustrierte Zeitung, Leipzig)

C. H. BECK'sche Verlagsbuchhandl. OSKAR BECK in MÜNCHEN

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Seeben erschienen:

Sexualleben und Nervenleiden. Die nervösen Störungen sexuellen Ursprungs. Von Nervenarzt Dr. L. Löwenfeld in München. Vierte völlig umgearb. Aufl. M. 7.—

Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. Von Prof. W. v. Bechterow in St. Petersburg. M. 3.—

Nervenleben und Weltanschauung, Ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute. Von Dr. Willy Hellpach. M. 2

Zur gefl. Beachtung!

Nur noch Anastigmaten! Obwohl seit der Erfindung des ersten Doppel-Anastigmaten, des Görz'schen, eine Unmenge Anastigmat-Typen aufgetaucht sind, gilt das Görz-Fabrikat noch heute als bestes, ihm fast ebenbürtig werden die Fabrikate der optischen Anstalt Meyer, Görlitz, bezeichnet. Die Anastigmaten beider Weltfirmen werden schon seit Jahren ausschließlich in die Union-Cameras der Firma Stöckig & Co., Dresden-Bodenbach B.-Zürich montiert und dadurch, sowie die gediegene Konstruktion der Apparate haben die Union-Cameras eine enorme Verbreitung gefunden und z. B. die Kodaks fast verdrängt. Viel zu der grossen Verbreitung haben auch die günstigen Zahlungsbedingungen, welche die Firma Stöckig gewährt, beigetragen. Es lassen sich die besten Apparate ohne fühlbare Ausgabe erwerben. Wer einen guten und dabei preiswerten Apparat zu kaufen wünscht, prüfe den unserem heutigen Blatte beiliegenden Prospekt genannter Firma.

WEIMAR 1906

III. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.

Dr. Rumler'sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschliesslich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteineiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Georg Hessing's Technisch-Orthopädische Heilanstalt Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Güicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Johannisbad Eisenach 26

Frl. Dr. med. Szalkay
(Ostr. appr.)

J Kurbäder

Sanitätsrat Dr. Hilfinger. Dir. Johann Glas.

Nustersanatorium nach Dr. Lehmann
Kuren m. giftfreien Pflanzensäften. Schönheitspflege. Behandlung chron. Leiden, besonders Frauenleiden.

*Proph. und Kur-
besuch gratis*

Institut für Schlammbehandlung.

Chronische u. akute lokale Packungen mit **Panzerschlamm**
(Med. Klin. No. 53, 05.)

Gelenk — Nerven — Frauenleiden

Dr. H. Karfunkel, Arzt, Friedrichstr. 8.

Panzerschlamm für Hauskuren.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasas od. spiritusses Waschen überflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Fussschweiss auch Hand und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt,**
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag Gberr. Utter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Acens. günst. Beding.
Off. unt. B. N. 205. an Hansen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Ostseebad Neuendorf auf Wollin

empfehl. sein Kurhaus Erholungsbedürftigen
vom 1. Mai an. Pensionspreis für Mai bis
24. Juni täglich 4 Mk., von dann bis 30. Aug.
folg. Preispreise b. vollständ. Beköstigung.

wöchent- lich.	{	1 Person 1 Zimmer 35 Mark
		2 Personen 1 Zimmer 62 Mark
		3 Personen 1 Zimmer 82 Mark

Kinder unter 8 Jahren zahlen die
Halbe der ganzen Pension.

Prospekte gratis. Für unsere **Mieter Bäder
frei.** Keine Kurtaxe. Reiseroute per Dampfer:
Stettin-Laatzig, per Bahn: Stettin-Wollin-
Warnow. Schnellzüge Misdroy. Wagen auf
Bestellung in Laatzig oder Warnow, Misdroy.

Geschwister Ruchholtz.

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige
Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.

Goerz Triöder Binocle,
Hensoldt's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Jl. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber
Hermann Roscher,
BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Stärkender u. Appetit
erregender Wein.

BYRRH

Jahresumsatz
6½ Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (82 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche




Schwefelseife

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**

Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
Sommersprossen etc. und ist unerreichbar zur
Erzielung einer starken, samtweichen Haut.

Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pf.
3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!

Bläuh. Husten, schnelle Rückgewinnungs-
güsse, volle Figur werden Sie bewirkt.
Pohl's Herkules-Desserts,
Nähr- und Kraft-
und nervenstärkend, blut-, fett- u. Knochen-
bildend, regen h. Appetit an, für den Magen
außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene
u. Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund
Zunahme. Garantiert völlig unabh. d. J.
Biele Dankschreiben. Kosten 100. 400 info.
Korrespondenz 11. —. Info. v. Herkules.
Georg Pohl, Berlin, Hohenstaufenstr. 49

Cabinet-Comet

Graeger-
Seck

Gold Silber

Zur Verfeinerung des
Wassers

Carl Graeger
Brot Kellerer
Hochheim a. M.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



Ohnen d. letzt. Neuheiten v. **Carl Brandt Jr.,
Gössnitz S.-A.** gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhält.

Schockethal bel
Casel.

Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge.
Münchenh. Lage Waldpk., Wassersport, Jagd.
Prospect Equip. Teleph. Bsp. Art: Dr. Schmittl.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau

HANNOVER Georgstr. 16² Teleph. 980. **„Greif“**

Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Eine vorzüglich eingerichtete **Zuckerkrankhe** ist Dr. med. Georg Beyer's
Spezialanstalt für Sanatorium, Dresden-Strehlen,
Residenzstr., das derartig Leidenden nicht genug empfohlen werden kann. Hier wird in
jedem Falle durch täglich genaue Hamuntersuchung im eigenen Laboratorium festgestellt,
wie weit die Toleranzgrenze für Kohlehydrate geht, und welche Diätform in Bezug auf
Auswahl, Quantität und Zubereitung der Nahrungsmittel für das weitere häusliche Leben
am geeignetsten ist. Diese diätetische Schulung in der Kuranstalt hat den Zweck, den
Kranken eine feste Grundlage für die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zu geben.
Wie wichtig dies ist, beweist schon die Tatsache, dass die Zuckerkrankheit eine Stoff-
wechselsörung ist, die nur durch rationelle Ernährung geboben werden kann, denn bisher
kennen wir beim Diabetes kein Mittel, das eine spezifische Heilwirkung besitzt. Für die
wirklich gute Leitung der Küche sorgt die Oberin Anna Abraham, welche nach langjähr.,
in der Prof. von Noorden'schen Klinik in Frankfurt a. M. gesammelten Erfahrungen nicht
nur die wissenschaftlich festgesetzte, sondern eine kuisstet abwechslungsreiche Kost be-
reiten lässt, die zu Hause weiter verarbeitet werden kann. Die Anstalt, welche in der
Villenvorstadt Dresden-Strehlen frei und ruhig gelegen ist, hat völlig neu und modern
eingerichtete Räume. Jede gewünschte Auskunft wird gern erteilt.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkrank**e

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Nbh. im Prospekt.

Berliner Terrain- und Bau-Aktien Gesellschaft.

Ausübung des Bezugsrechtes auf Mark 3,000,000 neue Aktien.

Die Generalversammlung der Berliner Terrain- und Bau-Aktien Gesellschaft vom 11. Juni d. J. hat die Erhöhung ihres Aktienkapitals um 3,000,000 M. auf insgesamt 7,500,000 M. durch Ausgabe von 2500 Stück neuer Aktien über je 1200 M. mit Dividendenberechtigung vom 1. Januar 1907 ab beschlossen.

Der Beschluss ist am 21. Juni 1906 in das Handelsregister bei dem Königlichen Amtsgericht I. Berlin, eingetragen worden.

Ich habe diese M. 3,000,000 neue Aktien der Berliner Terrain- und Bau-Aktien Gesellschaft fest übernommen und biete hiermit, gemäss der für die Uebernahme dieser Aktien von der General-Versammlung genehmigten Bedingungen, den Besitzern der alten Aktien die neuen Aktien gerart zum Bezuge an, dass auf

je M. 3600 alte Aktien der Berliner Terrain- und Bau-Aktien-Gesellschaft je M. 2400 neue Aktien mit Dividendenberechtigung vom 1. Januar 1907 ab zum Kurse von 140% plus Schlussstempel bezogen werden können.

Die Ausübung dieses Bezugsrechtes hat

bis einschliesslich den 10. Juli an meiner Hauptkasse

zu geschehen, woselbst auch die Zeichnungsscheine erhältlich sind.

Bei der Zeichnung sind die Aktien, welche zum Bezuge berechtigen, einzureichen und für jede neue gezeichnete Aktie von 1200 M. der Betrag von 1680 M. nebst Schlussstempel bar einzuzahlen.

Die Einzahler erhalten Interimssquittungen, gegen welche die neuen Stücke nach Erscheinen ausgehändigt werden.

Berlin W.-8, den 25. Juni 1906.

Französischestr. 14.

Carl Neuburger.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen.
Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler.
Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel,
Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungs-
briefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine
Denkschrift über das Dresdner Hausgerät
Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preis-
buch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche.
WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-
STR. 17; VERKAUFS- UND AUS-
STELLUNGSRAUME: RINGSTR. 15.

Wilhelm Busch's Hauptwerke Gebundene Original-Ausgabe



sind die beste Lektüre für Reise und Sommerfrische!

13 geschmackvoll gebundene Bändchen, jedes in einem andersfarbigen, biegsamen Einbande, auf dem Deckel ein charakteristisches Bild in weißem Felde:

Die fromme Helene	} gebunden	
Abenteuer eines Junggesellen		à M. 1.80
Fipps der Affe	} gebunden	
Herr und Frau Knopp		à M. 1.25
Sulchen		
Die Haarbentel		
Bilder zur Jobflade		
Der Geburtstog		
Didelum		
Pfisch und Plum		
Balduin Bählam		
Maler Klecksel		
Pater Filucius mit Porträt und Selbstbiographie Wilhelm Busch's		

— Borrätzig in allen besseren Buchhandlungen. —

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Seben erschienen:

Volkswirtschaftliche Chronik für das Jahr 1905.

Preis: 16 Mark.

Das Wirtschaftsjahr 1904.

Zweiter Teil:

Jahrbuch der Weltwirtschaft,

Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt.

Für Volkswirte und Geschäftsmänner, Arbeitgeber und Arbeiterorganisationen.

Von

Richard Calwer.

Preis: 9 Mark, geb. 10 Mark.

Neuerbaut

KURHAUS in HERINGSDORF

Berliner Hotel-Gesellschaft

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin)

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Sanatorium **F**inkenwalde bei Stettin
Idyllisch geschützte Lage inmitten herrlich Buchenwaldes. Vornehm eingerichtete Räume. Individuelle Behandlung von Nerven-, Magen- und leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.
Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Elektrische (Licht) Bäder, Bestrahlungstherapie, Vibrationsmassage, Thure-Brandt'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder, Heilgymnastik, Licht-Luft- und Sonnenbäder, Liegehallen, Tennissplatz, Prospekte durch den

Restaurant Hundekehle im Grunewald

☛ Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) ☛ täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.
Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Pilsner - Weihenstephan - Berliner Bockbrauerer.**
Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.
Hermann Otto, Hoflieferant.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.- an, mit Pension von Mk. 10.- an.

Vins de Champagne

de la maison

Al. Descôtes

Ch. Gardet Successeur

Epernay (Marne)

General-Vertreter

Kahn & Winter

Wien I, Canovagasse 7

Palais Rothschild.

Central-Depôt

Fritz Biermann

Berlin

Gitschinerstrasse 110.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhaus.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtung. Romantische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dinstg. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückelnstr. 115.

Nachahmung ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei!

(Imitation is the sincerest form of flattery!)

Es gibt keinen Sekttrinker, der nicht wüsste, dass die Firma Henkell & Co. es war, die vor vielen Jahren durch Schaffen der Marke „Henkell Trocken“ das Wort „Trocken“ derart in den breitesten Massen des Publikums bekannt machte, dass heute für jedermann die Bezeichnung „Trocken“ für Sekt unlöslich mit dem Namen „Henkell“ verknüpft ist!

Die Versuche, das Wort „Trocken“ der Öffentlichkeit gegenüber in Verbindung mit anderen Schaumweinen zu bringen, bedeuten daher für Deutschlands führende Sektmarke die denkbar beste, unbeabsichtigte Empfehlung, da jeder Kundige stets zu lesen glaubt:
„Henkell Trocken“.